Capt. Marryat's,

Capt. Chamier's, Dr. Harrisson's (Samuel Warren's), Wilson's, James Morier's u. A.

Gesammelte Werke.

Eine Sammlung der neuesten und ausgezeichnetsten

Romane

der englischen Literatur.

Funfzigster Band.

Aus dem Tagebuche eines Arztes

von

Dr. Harrisson (Samuel Warren).

Achter Theil.

Braunschweig

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1839.

Capt. Marryat's,

Capt. Chamier's, Dr. Harrisson's (Samuel Warren's), Wilson's, James Morier's u. A.

Gesammelte Werke.

Eine Sammlung
der
neuesten und ausgezeichnetsten
Romane
der englischen Literatur.

Funfzigster Band.

Aus dem Tagebuche eines Arztes

von

Dr. Harrisson (Samuel Warren).

Achter Theil.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1839.

Mittheilungen
aus dem
Tagebuche eines Arztes
von
Dr. Harrisson (Samuel Warren).

Aus dem Englischen.

Zweite Auflage,
sorgsam durchgesehen und mit einem Vorworte begleitet
von
Dr. K. H. Hermes.

Achter Theil.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1839.

Letzte Mittheilungen

aus dem

Tagebuche eines Arztes

von

Dr. Harrisson (Samuel Warren).

Aus dem Englischen.

Zweiter Theil.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1839.

Inhalt des Achten Theiles.

		Seite.
Drittes Kapitel.	Der Comptorist II.	1
Viertes Kapitel.	Der Verführer	68

Drittes Kapitel.

Der Comptorist.

II.

Elliot leitete einen Prozeß gegen Herrn Hillary wegen dessen falscher und boshafter Anklage ein. Er war des Erfolges sicher, und glaubte von seinem harten Schwiegervater hierdurch eine bedeutende Summe Geldes zu erlangen — ein kleines Vermögen in seinen jetzigen Umständen. Mit edler Selbstverleugnung gab er jedoch, auf die Bitten seiner Gattin, welche die Gefühle einer Tochter gegen ihren, wenn auch so grausamen Vater, noch nicht verleugnen konnte, den Prozeß auf, indem sein Advokat in seinem Auftrage an Herrn Hillary schrieb, sein Client wolle, obgleich er des Erfolges sicher sei, von der Klage abstehen und um seiner Gattin willen Herrn Hillary verzeihen.

Dieser Brief wurde mit einer beleidigenden Antwort von Herrn Hillary zurück geschickt, und damit war die Sache beendigt.

Einige Tage nach ihrer Hochzeit empfing Mistreß Elliot folgende Mittheilung von Herrn Jeffreys:

»Madame!

Herr Hillary hat mich beauftragt, Sie zu benachrichtigen, — was ich sehr ungern thue, — daß er den unabänderlichen Beschluß gefaßt hat, Sie nie

mehr als seine Tochter anzuerkennen, oder irgend eine Mittheilung, sei es von Ihrem Gatten oder von Ihnen, anzunehmen, sie mögen an Herrn oder an Mistreß Hillary gerichtet sein, welche, wie er sagt, Ihr undankbares Benehmen für immer von Ihnen getrennt hat.«

»Er will gestatten, daß diejenigen Ihrer Habseligkeiten, die noch in Bullionhouse zurückgeblieben sein möchten, zu Ihrer Verfügung gestellt werden.«

»Verschonen Sie mich mit dem Schmerz einer persönlichen Zusammenkunft in dieser Angelegenheit und glauben Sie, daß sehr bedauert, die in diesem Briefe enthaltene Mittheilung Ihnen machen zu müssen.

Ihr ergebenster Diener
Jonathan Jeffreys.

An Mistreß Elliot.

Mit klopfendem Herzen und zitternder Hand schrieb sie nach vielem Zögern mehrere Artikel auf — Bücher, Kleider, einige Juwelen und ihren kleinen Hund Cato. Den Letzten hatte aber Herr Hillary an dem Tage, als er ihre Flucht entdeckte, ersäufen lassen. — Die anderen Sachen wurden ihr sofort geschickt, und sie weinte bitterlich, als sie dieselben in Empfang nahm und das Schicksal ihres muntern kleinen Lieblings erfuhr, der sie durch seine Lebendigkeit noch erheitert hatte, als Alle sie mieden und verließen! — so war denn für immer, wie sie nur zu gewiß fühlte, alle Verbindung mit ihrem Vater und ihrer Mutter abgebrochen.

Elliot behandelte seine edelgesinnte Gattin, wie sie es verdiente, mit der innigsten Zärtlichkeit und Verehrung. Das große Opfer, welches sie ihm gebracht hatte, flößte ihm nicht allein die unbegrenzteste Dankbarkeit ein, sondern ließ ihn auch alle Kräfte aufbieten,

um ihr eine möglichst angenehme Existenz zu sichern. Er miethete eine kleine, aber anständige Wohnung in der Borough, welche sie den Tag nach ihrer Verheirathung bezogen, und in Folge seiner unausgesetzten Bemühungen erhielt er auch eine Stelle in einem angesehenen Handelshause in der City, die er der freundlichen, aber geheimen Fürsprache eines der Theilhaber der Firma Hillary, Hungate und Comp. zu verdanken hatte, welcher ihm zugleich eine 50Pfundnote in die Hand drückte. Seine Brauchbarkeit verschaffte ihm ein Gehalt von 50 Pfund Sterling jährlich, mit dem Versprechen einer Zulage, wenn man zufrieden mit ihm sei.

Das neuvermählte Paar begann jetzt freier zu athmen, und nach einem Jahre milderte sich der tiefe Schmerz von Mistreß Elliot zu einer sanften Schwermuth, die endlich in Resignation überging. Sie bewegte sich in ihrer jetzigen Sphäre, als habe sie nie Glanz und Ueberfluß gekannt. Wie glücklich vergingen die Stunden, welche sie des Abends nach Elliots täglichen Arbeiten zusammen zubrachten! Er las vor, oder spielte auf der Flöte und sie war emsig mit ihrer Nadel beschäftigt. Wie liebten sie ihr hübsches kleines Zimmer, wenn sie es bisweilen unwillkürlich verglichen — sie mit den geräumigen und glänzenden Gemächern in Bullionhouse, welche sie an so viele Bürden erinnerten — er mit dem schrecklichen und düstern Gefängnisse in Newgate! — Und ihre Sonntage! — welche süße und stille Ruhe brachten sie! — wie glücklich waren sie, wenn sie nach dem Gottesdienst in den frischen Parks lustwandelten, obgleich bisweilen ein Schmerz sie durchzuckte, wenn sie den Wagen ihres Vaters vorüberfahren sah, denselben, in welchem sie und ihr kleiner Cato so oft fuhren! — Gedanken wie diese, drängten sich ihr

jedoch selten auf, und wenn es geschah, so schloß sie sich desto enger an ihren Gatten — allerdings für sie eine Perle von hohem Preise, den sie jedoch nie bereute bezahlt zu haben.

Ihr armen liebenden Herzen, welche Tage des Unglücks standen Euch noch bevor!

Ungefähr achtzehn Monate nach ihrer Vermählung genas Mistreß Elliot nach einer schwierigen und gefährlichen Niederkunft eines Sohnes — des kleinen Geschöpfes, welches ich gesehen hatte. Wie beriethen sie sich zusammen über die Mittel, Herrn Hillary von der Geburt eines Enkels in Kenntniß zu setzen — wie malten sie sich die Möglichkeit aus, als werde er den harten Beschluß, den er wider sie ausgesprochen hatte, widerrufen! — Er hörte davon, es machte aber nicht mehr Eindruck auf ihn, als wenn seine Haushälterin ihm gemeldet hätte, seine Katze habe Junge bekommen. — Der lange Brief, den sie geschrieben, und den der arme Elliot mit zitternder Hand und klopfendem Herzen an den Portier von Bullionhouse abgegeben hatte, wurde ihnen am folgenden Morgen durch die Pfennigpost uneröffnet zurückgeschickt! — Welches Entzucken war es für sie, das kleine Wesen an ihr Herz zu drücken, das keinen Freund, keinen Verwandten auf der Erde hatte, als sie! wie oft blickte es erstaunt auf seine Mutter, wenn ihre heißen Thränen es benetzten!

Sie hatte eben ihr Kind entwöhnt und litt noch an den Folgen des Säugens, als ihnen das erste Unglück seit ihrer Verheirathung widerfuhr. Herr Elliot blieb eines Abends länger als gewöhnlich aus, und seine besorgte Gattin sah endlich eine Miethskutsche vor dem Hause halten, aus welcher ein fremder Herr stieg, der heftig an die Thür klopfte, und zurückkehrte, um mit einem

andern Herrn den scheinbar leblosen Körper Elliots aus dem Wagen zu heben. Bleich wie der Tod, eilte sie mit dem Kind auf dem Arm die Treppe hinab, und eine Ohnmacht wurde nur dadurch verhindert, daß sie die Stimme ihres Gatten in leisem Ton versichern hörte, es habe nicht viel zu bedeuten, es sei nur ein leichter Zufall. — Die Wahrheit aber war, daß, als er unvorsichtig zwischen zwei einander entgngenfahrenden Wagen über die Straße eilen wollte, die Deichsel des einen derselben, eines Postwagens, ihn niedergeworfen hatte, und bevor der Postillon anhalten konnte, war er auch noch von einem der Pferde in die rechte Seite getreten worden. Die beiden menschenfreundlichen Herren, die ihn nach Hause begleiteten, thaten alles Mögliche, um Mistreß Elliot zu beruhigen; einer von ihnen eilte zu dem Arzt, der glücklicher Weise in der Nähe wohnte, und dieser erklärte, der Zufall sei allerdings ernstlicher Art und erheische große Vorsicht, zeige aber keine gefährliche Symptome — wenigstens für jetzt nicht.

Sein Patient verließ während drei Monaten das Bett nicht, und am Ende dieser Zeit schickten seine Prinzipale einen sehr freundlichen Brief, in welchem sie den Zufall, der ihm widerfahren, bedauerten, um so mehr, da sie gezwungen seien, seine Stelle in ihrem Hause wieder zu besetzen, weil er so lange entfernt gewesen und es wahrscheinlich noch längere Zeit sein würde, und sie schickten ihm zugleich sein bis dahin fälliges Gehalt, so wie jenes für das nächste Vierteljahr. Der arme Elliot wurde durch diese Botschaft in tiefe Trauer versetzt, welche dadurch noch vermehrt ward, daß sein Arzt ihm große Vorsicht anempfahl und ihm sagte — entmuthigende Worte — er müsse für längere Zeit anstrengende Arbeit vermeiden. Es war nach einer schlaflosen Nacht,

daß er und seine Gattin in einen Miethwagen stiegen und nach der Bank fuhren, um 50 Pfund Sterling von ihrem kostbaren Schatz zu verkaufen, damit einige der durch seine lange Krankheit veranlaßten Kosten berichtigt werden konnten. Ach, welche Aussichten waren vorhanden, das, was sie jetzt ausgaben, wieder zu erwerben oder den übrigen Theil vor ähnlichen Verminderungen zu sichern? — Jetzt zeigte sich wirklich seine vortreffliche Gattin als ein schützender Engel, — indem sie seinen beunruhigten Geist durch ihre zärtlichen Aufmerksamkeiten tröstete und zugleich ihre eigene Besorgnisse verbarg. Es war jetzt, wie sich denken läßt, die strengste Sparsamkeit nothwendig geworden, um keine Schulden zu machen und die Summe nicht anzugreifen, die noch auf ihren Namen in den Fonds stand. Wie oft setzte sich aber die liebende Gattin Vorwürfen von ihrem Gemahl aus, indem sie im Geheim für ihn von den kleinen Leckerbissen anschaffte, die der Arzt empfohlen hatte, und welche mit ihm zu theilen, sie durch keine Bitten veranlaßt werden konnte!

Einige Zeit darauf war Elliot hinlänglich hergestellt, um wieder ausgehen zu können; da ihm aber ernstlich abgerathen worden war, in eine Stellung einzutreten, die anstrengende Arbeit erforderte, so ließ er eine Anzeige in die Zeitungen rücken und erbot sich, die verwickeltsten kaufmännischen Rechnungen rc. schnell und mit Genauigkeit in seiner Wohnung zu ordnen und zwar für einen so mäßigen Preis, daß er bald mehrere Aufträge erhielt. Er gab sich mit allem in seinen Umständen natürlichen aber sehr unvorsichtigen Eifer dem schweren und angreifenden Geschäft hin, und die Folge war, daß er den Ertrag einer monatlichen Arbeit mit einer zwölfmonatlichen Unfähigkeit für alle Arbeit erkaufte!

Dies war ein schrecklicher Schlag, und weder er noch sie konnten ihn mit dem früheren Gleichmuth ertragen, — Mistreß Elliot erneuerte ihren hoffnungslosen Versuch, die Hartherzigkeit ihres Vaters zu besiegen. Sie suchte ihn mehrere Mal in der Straße auf, wenn er nach der City fuhr und von dort zurückkehrte, und versuchte mit ihm zu sprechen, aber er wies sie ab wie eine Straßenbettlerin. Sie schrieb viele Briefe an ihn, von denen sie einige selbst hintrug und andere durch die Post schickte, auf welchem Wege sie jedoch alle zurückkehrten; sie dachte jetzt nur mit Schrecken an die unversöhnliche Härte ihres Vaters, und ihre Gebete zum Himmel, oder wenigstens der Glaube, der diese Gebete eingab, wurde immer schwächer und schwächer.

Das Temperament des Herrn Hillary war seit der Entfernung seiner Tochter zehnmal schlimmer als früher geworden, sowohl aus diesem Grunde, als in Folge mancher andern Umstände. Mehrere seiner Geschäftsspekulationen nahmen eine sehr unglückliche Wendung und drohten mit verderblichen Folgen, wodurch er in einem fortwährenden Zustande fieberhafter Reizbarkeit erhalten wurde. Die arme Mistreß Hillary war in Folge des Schlagflusses noch der Bewegung und Sprache beraubt — und jede Aussicht für ihre Vermittelung nur zu wahrscheinlich für immer dahin. Vergebens bemühte sich Mistreß Elliot, mehrere Verwandte zu ihren Gunsten zu gewinnen; sie »hatten zu große Furcht vor Herrn Hillary, um sich in eine so delikate und mißliche Sache zu mischen,« und in der That veranlaßte sie ihr eigenes Interesse, die unnatürliche Entfremdung zwischen ihm und seiner Tochter womöglich bestehen zu lassen. Eine dieser Verwandten, Miß Gobbley, eine Cousine der Mistreß Elliot, hatte vollkommen das Zutrauen des

Herrn Hillary gewonnen, und führte jetzt die Herrschaft in Bullionhouse, — eine selbstsüchtige, hinterlistige und boshafte Person — für Mistreß Elliot ein Gegenstand des Schreckens und der Verachtung. Dieses Geschöpf ließ es wahrscheinlich an gehässigen Zuflüsterungen nicht fehlen, die den Bruch zwischen Vater und Tochter unheilbar machen mußten. Mistreß Elliot hatte sich ihr oft bittend genahet, aber sie wurde zuletzt mit einer solchen Unverschämtheit zurückgewiesen, daß sie beschloß, Versuche ähnlicher Art ganz aufzugeben. Sie kehrte bei der eben erwähnten Gelegenheit, geistig und körperlich erschöpft, nach Hause zurück. Die Erzählung von dem, was vorgefallen war, durch bittere Thränen begleitet, erleichterte sie etwas, sie nahm ihr Kind auf den Arm und seine kleinen spielenden Finger berührten unbewußt die entsprechenden Saiten des Mutterherzens. Sie vergaß, als sie es an ihre Brust schloß, Alles, was sich vereinigte, um sie unglücklich zu machen und ihre trüben Aussichten noch mehr zu verfinstern.

Ihre geringen Hülfsmittel wurden immer mehr in Anspruch genommen, und jede Ausgabe, die nicht durchaus nothwendig war, mußte unterbleiben. Nichts schmerzte sie mehr, — wie sie mir sagte — als daß sie ihren Sitz in der — Kirche aufgeben und einen Sonntag nach dem andern unter den ärmern Mitgliedern der Gemeinde ihren Platz nehmen müsse. That jedoch diese Berührung mit der Armuth ihrer Andacht Eintrag? — Nein. Die Schlange: Stolz war darniedergebeugt und wagte nicht, ihr Haupt zu erheben. Das verlassene Paar, durch den irdischen Vater verstoßen, fühlte sich nun dem himmlischen um so näher! — Ja, dort fühlte sie eine heilige Ruhe und eine Resignation, welche sie nie gekannt hatte, wenn sie, von dem Glanz des Reich-

thums umgeben, in dem Kirchenstuhle ihres Vaters saß.

Sie mußten sich jetzt eine wohlfeilere Wohnung suchen, so geringe auch die Miethe war, welche sie für die so lange bewohnte gezahlt hatten. Sie fanden sich auch um deshalb zu dieser Veränderung veranlaßt, um dort eine strengere Sparsamkeit einführen zu können, als sie vor denen zeigen wollten, welche sie gekannt hatten, als solche Opfer noch nicht nothwendig waren. Auch hatte die neue Wohnung den Vortheil, daß sie in der Nachbarschaft einer Person waren, welche Elliot versprochen hatte, ihm gelegentlich Beschäftigung durch das Berechnen von Zinsen und der monatlichen Balance in seinen Büchern zu geben. Er unterzog sich diesen angreifenden Arbeiten, noch ehe seine Gesundheit wieder befestigt war, indem er durch eine bedeutende Rechnung seines Arztes bedrängt wurde. Der arme Elliot beschloß jetzt, auf jede Gefahr sich seiner Arbeit wieder hinzugeben, denn es waren nur noch siebenzig bis achtzig Pfund in der Bank, und er schauderte, wenn er daran dachte! — Sie hatten diese ihre zweite Wohnung ungefähr drei Monate vor dem ersten Besuch der Mistreß Elliot bei mir verlassen. Seit mehreren Wochen hatte Elliot sich zu großem Schaden für seine Gesundheit der angestrengtesten Thätigkeit hingegeben, indem seine geistige Kraft ihn mit einem täuschenden Zutrauen zu seiner körperlichen schmeichelte. Der armen Mistreß Elliot war es ebenfalls gelungen, da sie in weiblicher Handarbeit sehr geschickt war, einige Beschäftigungen dieser Art zu erhalten. Das Herz wurde ihr schwer, wenn sie mit ihrer Arbeit neben ihrem Gatten saß, der auf eine Weise beschäftigt war, die keine Unterhaltung gestattete, und sie an die Scenen ihrer Vergangenheit sich erin-

nerte und dabei an ihre jetzigen düstern Aussichten dachte. War es die schreckliche Strafe des Ungehorsams, die ihr jetzt auferlegt wurde? — Aber welche Sünde konnte es sein, eine rechtliche Verbindung mit einem Manne einzugehen, der in jeder Beziehung, außer an Reichthum, ihr gleich stand? Wie konnte ihr Vater das Recht haben, ihrem Herzen den Gegenstand seiner Neigungen vorzuschreiben? — Ueber dasselbe zu verfügen, wie über einen Handelsartikel? — Hatte er das Recht, sie zu fortwährendem Elende zu verurtheilen, sie einem vornehmen Wüstling zu verbinden, nur um seinen Stolz und Ehrgeiz zu befriedigen? — Hatte sie nicht das Recht, solchen Absichten zu widerstreben? — Die Schrift, welche den Kindern gebietet, daß sie ihren Eltern gehorsam sein sollen, gebietet auch den Eltern, ihre Kinder nicht zu erbittern. Aber war es nicht Unrecht von ihr, sich mit dem Mann zu verbinden, den ihr Vater verabscheute? — Konnte irgend etwas sie rechtfertigen, ihre kranke Mutter zu verlassen? — O, was mochte sie geduldet haben! — Doch war die unversöhnliche Rache ihres Vaters zu entschuldigen? — Und sie wußte, daß er schlecht gehandelt, wie ein Teufel den Mann verfolgt hatte, den er haßte, ja, daß er nur zu wahrscheinlich eben solche Absichten gegen sie selbst hegte! — In diesem Kampf ihrer Gedanken und Gefühle flehte sie die Verzeihung Gottes an, und ihr Schmerz wurde durch das Bewußtsein erhöht, daß sie Grund hatte, sich selbst Vorwürfe zu machen. Doch sie dachte an ihren Gatten, sie blickte auf ihn, und ihr Herz sagte ihr, daß sie wieder ebenso handeln würde, wenn die Vergangenheit zurückkehren könnte.

So war also der Zustand dieses tugendhaften aber unglücklichen Paars — seine Gesundheit wurde immer

mehr zerrüttet, als diese Gesundheit für ihn den höchsten Werth haben mußte, sie war durch Arbeiten und Sorgen erschöpft, und dies zu einer Zeit, da sie einer neuen Entbindung entgegen sah — beide immer weniger fähig zu der Arbeit, die täglich nothwendiger wurde — mit kaum vierzig Pfund, um für die dringendsten Fälle gesichert zu sein. — Dieses war die schreckliche Lage von Herrn und Mistreß Elliot kurz nach der Zeit meiner ersten Bekanntschaft mit ihnen. Nachdem ich eine der merkwürdigsten und traurigsten Erzählungen angehört hatte, welche die Jahrbücher der menschlichen Leiden darbieten können, beschloß ich, mich zu ihren Gunsten bei Herrn Hillary zu verwenden, indem ich zur Ehre der Menschlichkeit hoffte, meine Bemühungen würden nicht ganz vergeblich sein.

Er hatte Bullionhouse etwa ein Jahr nach der Flucht seiner Tochter verlassen, und bewohnte jetzt ein schönes und geräumiges Haus in — Square, in der Nähe meiner Wohnung, und wohin ich — ein seltsames Zusammentreffen — zu Mistreß Hillary berufen wurde, die sich endlich dem Ziel ihrer lange erduldeten Leiden näherte. Herr Hillary war seit der Flucht seiner Tochter ein ganz anderer Mann geworden. Lord Scamp hatte ihn in die Gesellschaft angesehener und vornehmer Personen eingeführt, die in ihrem Kreise dem Besitzer eines so großen Vermögens willkommen hießen, und er fand in den fortwährenden Aufregungen dieser Gesellschaft eine Zuflucht vor jenen Vorwürfen des Gewissens, die ihm seine Einsamkeit unerträglich machten. Ich lernte ihn grade so kennen, wie ich schon Gelegenheit hatte, ihn zu schildern — als einen eitlen, selbstsüchtigen, eigensinnigen alten Mann — einen von jenen Menschen, mit denen Unterhandlungen, wie ich sie so voreilig, aber in den besten

Absichten von der Welt, unternommen hatte, die schwierigste Aufgabe sind.

»Nun, Herr Hillary,« sagte ich, in das Zimmer tretend, wo er allein stand, die Hände in seinen Taschen, und aus dem Fenster nach dem Platze blickend — »es thut mir leid, daß ich Ihnen keine bessere Nachricht über Mistreß Hillary bringen kann. Sie wird mit jeder Stunde schwächer.«

»Ach, die arme Frau,« erwiederte er seufzend, indem er das Fenster verließ, und mir einen der schön gearbeiteten Stühle anbot, die in dem reich ausgestatteten Zimmer standen. »Ich habe mit ihr in einer glücklichen Ehe gelebt — sie war eine sehr gute Frau, und ich habe sie immer als eine solche behandelt.« — Er ging in dem Zimmer auf und ab, indem er seine Hände in die Taschen seiner weißen Weste verbarg. — »Die gute Frau, sie konnte sich Alles dessen erfreuen, was durch Geld zu erlangen war, und sie erkennt es auch gewiß an, das ist mein Trost; aber gegen den Tod läßt sich durch Geld nichts ausrichten.«

»Nein, gewiß nicht, Herr Hillary, aber es kann einige von seinen Schrecknissen mildern. Welch ein Trost wird es später für Sie sein, wenn Sie sich bewußt sind, Mistreß Hillary alles gewährt zu haben, was Ihr bedeutendes Vermögen gestattet!«

»Ich hätte gern noch zehnmal mehr für sie gethan — was ist Geld für mich? — Wir haben immer in der größten Einigkeit gelebt,« fuhr er in einem etwas sanftern Tone fort; »ich werde sie sehr vermissen. Ich könnte Manche finden, um ihre Stelle zu ersetzen, wenn ich wollte, aber ich —«

»Ja,« sagte ich, im fernern Verlauf des Gesprächs, in Erwiederung auf eine allgemeine Bemerkung, die er

gemacht hatte, »wir Aerzte sehen allerdings die schlimmsten Seiten des menschlichen Lebens. Schmerzen, Krankheiten, Tod sind schlimm genug an und für sich, aber wenn noch Armuth hinzutritt —«

»Jawohl! schlimm genug, wie sie sagen, schlimm genug — hm —«

»Ich habe noch heute ein trauriges Beispiel von der Vereinigung menschlicher Leiden erlebt — Armuth, Krankheit und Nahrungssorgen. — Herr Hillary, welche Scene mußte ich gestern erblicken,« fuhr ich tiefbewegt fort, »ein Mann von guter Familie und Erziehung, der bessere Tage sah —«

»Ja, das ist es. — Doppelt raffinirtes Unglück, wie man in der City sagen würde. Uebrigens ist die Unterstützung in Unglück gerathener Mitglieder des Handelsstandes eine sehr schöne Einrichtung. Ich habe auch subscribirt — 200 Pfund werden nicht reichen, wenn ich berechnen wollte, was ich in dieser Beziehung auf die eine oder die andere Art verausgabe. — Sie trinken doch eine Tasse Thee, Doktor? ich will klingeln.« — Ich nickte — und in einigen Minuten erschien ein prachtvolles Theeservice.

»Wissen Sie, Doktor, ich möchte wohl, man erinnerte sich nach meinem Tode meiner noch, und es ist mir oft eingefallen, daß es zweckmäßig sein könnte, wenn ich mein Vermögen für die Erbauung eines Hospitals oder etwas der Art in diesem Theile der Stadt hinterließe.«

»Ein edler Ehrgeiz, Sir, in der That! — Aber wie ich vorhin sagte, die armen Leute, die ich gestern sah — solches Elend! und sie ertragen es mit so viel Geduld.«

»Ach ja! eine eigene Art Leute; grade die rechte Sorte für — hm — Hillary's-Hospital. Es klingt nicht übel, nicht wahr?«

»Sehr gut, aber« — ich bemerkte, daß er etwas ungeduldig wurde, doch ich war entschlossen, mich nicht abweisen zu lassen. — »Ich will mir eine Freiheit erlauben, Herr Hillary, die nichts entschuldigen kann, als —«

»Sie wollen betteln, Doktor, nicht wahr?« unterbrach er mich schnell, »aber es ist schon seit lange mein Grundsatz, kein Almosen zu geben, von dem außer mir und dem Bedürftigen noch Jemand etwas weiß. Das ist mein Begriff von wahrer Wohlthätigkeit, und außerdemerspart man sich dadurch manche Vorwürfe. Wenn Sie aber glauben — wenn es wirklich ein Fall ist, in welchem die Wohlthat gut angebracht ist — nun — hm — so könnte ich vielleicht —« Ich verbeugte mich. — »Gut, in einem solchen Fall — hm — könnte ich wohl einmal von meinem Grundsatz abgehen,« und er fuhr mit der linken Hand in seine Hosentasche, »so, hier ist eine Guinee. Aber sagen Sie Niemand davon, Doktor. Ich will nicht, daß von mir gesprochen wird; und wir Leute, die dafür bekannt sind, —«

»Darf ich auch nicht den Unglücklichen, für die Ihre Wohlthat bestimmt ist, den Namen des edelmüthigen —«

»O ja! wie Sie wollen. Wer ist es? Was sind sie? Wo wohnen sie?«

»Sie wohnen jetzt in der —Straße; doch ich zweifle, ob die armen Leute dort noch länger bleiben können, denn die Wirthin wird sehr dringend.«

»Ah, die alte Geschichte, die alte Geschichte! Wirthe sind gewöhnlich solche Tyrannen, besonders gegen arme Leute, nicht wahr?«

»Ja, zu häufig ist es der Fall! — Doch ich wollte Ihnen von diesen armen Leuten erzählen. — Sie sind erst seit einigen Jahren verheirathet und unglücklicher

Weise —« Herr Hillary, der einige Zeit auf dem Sopha gesessen hatte, stand jetzt auf und ging schneller in der Stube umher, als er vorher gethan hatte; »sie heiratheten unglücklicher Weise wider den Willen ihrer Eltern, welche sie verlassen haben, und nicht wissen, was sie jetzt dulden. Wie tugendhaft, wie edel sie sind! — und sie haben auch ein Kind, das, wie ich befürchte, bald um das Brot schreien wird, welches sie ihm nicht verschaffen können.« Herr Hillary wurde offenbar unruhig. Ich bemerkte, daß er sich etwas verfärbte, aber er sagte nichts, und schien auch nicht geneigt, mich zu unterbrechen. — »Ich bin überzeugt,« fuhr ich, so ruhig ich konnte, fort, »daß wenn ich nur ihre Eltern vermögen könnte, sie zu sehen, bevor es zu spät ist, vielleicht —«

»Wie ist der Name ihrer Freunde, Sir?« sagte Herr Hillary, indem er plötzlich mir gegenüber stehen blieb, und mir forschend in die Augen blickte.

»Elliot, Sir.« —

»Ich — ich dachte mir es wohl, Sir,« erwiederte er, sich den Schweiß von der Stirn wischend. — »Ich wußte wohl, wo Sie hinaus wollten. Sie kamen hierher, um mich zu beleidigen, Sir.« — Seine Aufregung nahm sichtlich zu.

»Entschuldigen Sie, Herr Hillary, ich versichere Sie —«

»Nein, Sir, ich will nichts mehr hören! Ich habe genug gehört, Sir! schon zuviel, Sir. Sie haben genug gesagt, Sir, um mir zu zeigen, was für ein Mann Sie sind.«

»Sie verkennen mich, Herr Hillary,« sagte ich ruhig.

»Nein, Sir, aber Sie haben mich sehr verkannt, Sir. — Wenn Sie diese Leute kennen und ihre Partie

ergreifen — Gott verdamm mich, Sir — wenn Sie nichts Besseres zu thun wissen.«

»Entschuldigen Sie, Sir, wenn ich Ihre Gefühle verletzte.«

»Meine Gefühle verletzt, Sir? — Was wollen Sie damit sagen, Sir? Jeder verletzt meine Gefühle, der mich beleidigt, Sir, und Sie haben mich beleidigt.«

»Wie, Sir?« fragte ich in befremdetem Ton. »Haben Sie die Güte, Sir, sich über diese Ausdrücke zu erklären.«

»Sie werden mich wohl verstanden haben! Ich durchschaue Alles. Aber wenn Sie — — Wirklich, Sir — Sie haben eine Guinee von mir in Ihrer Tasche, Sir. Nehmen Sie dieselbe als Honorar für Ihren Besuch, den letzten, mit dem ich Sie bemühen werde, Sir,« stammelte er, indem er vor Wuth kaum sprechen konnte.

Ich warf seine Guinee auf den Boden, als ob ihre Berührung mich befleckte. »Leben Sie wohl, Herr Hillary,« sagte ich ruhig, indem ich meine Handschuhe anzog. — »Möge Ihre letzte Stunde so ruhig sein, als es wahr ist, daß ich heute zum Letztenmal zu Ihnen gekommen bin.«

Er blickte mich ernst an, als hätten die Betrachtungen, die ich anregte, Eindruck gemacht, und wurde sehr bleich. Ich machte eine kalte Verbeugung und entfernte mich. — Als ich nach Hause fuhr, entwarf meine erhitzte Phantasie einen Plan, das alte Ungeheuer, daß ich verlassen hatte, zu beschämen, oder zu schrecken, und vielleicht Mitleid oder Reue bei ihm aufzuregen, indem ich in irgend einer Zeitung sein Benehmen bekannt machen wollte; doch am nächsten Morgen erkannte ich, wie viel sich gegen ein solches Verfahren einwenden ließe. Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß ich den Elliots

von diesem mißglückten Vermittelungs=Versuch bei Herrn Hillary nichts sagte.

Es war schmerzlich, Zeuge des verzweiflungsvollen aber vergeblichen Kampfes zu sein, den Beide bestanden, um ihre Umstände zu verbessern, und sich auf die Zeit der Prüfung, die herannahete, vorzubereiten. Er saß von Morgens früh bis um Mitternacht über seinen Rechnungs=Büchern, indem er sich kaum einige Minuten zum Essen gönnte, und sie arbeitete für eine Putzmacherin oft bis tief in die Nacht hinein, und für den ärmlichsten Lohn. Dabei hatte sie noch ihren Gatten und ihr Kind zu pflegen, denn sie konnten keine Magd halten. Sie wusch oft Nachts mit eigenen Händen die Wäsche ihres Kindes und die ihrige.

Es zeigten sich jetzt, als wären sie noch nicht unglücklich genug, als wäre in dem Becher ihrer Sorgen noch ein Wermuthstropfen erforderlich, Symptome eines gefährlichern Uebels bei dem armen Elliot, als jenes, an dem er bisher litt. Seine unausgesetzte Thätigkeit bei Tag und bei Nacht schwächte im Verein mit der fortwährenden Aufregung seines Nervensystems seine Augen. Ich fand ihn bei einem meiner Morgen=Besuche in großer Besorgniß, und als ich ihn befragte, fürchtete ich, es sei nur zuviel Grund dafür vorhanden, da er gewisse Gefühle und Erscheinungen genau schilderte, welche, nachdem ich seine Augen untersucht, mir den Anfang des schwarzen Staars in beiden Augen zu verrathen schienen. Er klagte über Schmerzen in den Augäpfeln, über fortwährendes Flimmern und Funkeln vor den Augen, über Schwäche des Gesichts und mehrere andere Symptome, die schon seit einiger Zeit vorhanden waren, aber nicht von ihm beachtet wurden, bis sie sich seiner Aufmerksamkeit aufdrängten.

»O Gott,« rief er, die Hände faltend, »schone meine

Augen, oder was soll aus mir werden! — Der Bettelstab scheint mein Loos zu sein — aber auch noch Blindheit — es wäre zu schrecklich!« —

»Ich würde Sie täuschen, Herr Elliot,« sagte ich, nachdem ich noch einige Fragen gestellt hatte, »wenn ich erklären wollte, daß Ihr Zustand ohne Gefahr sei. Es sind unglücklicher Weise Gründe vorhanden, zu befürchten, daß, wenn Sie Ihre Augen nicht mehr schonen, als seit kurzem, diese ernstlich leiden können.«

O Doktor, es ist leicht, mir Schonung meiner Augen anzuempfehlen,« entgegnete er mit unwillkürlicher Bitterkeit, »aber wie ist es möglich? Wie soll ich mir meinen Lebensunterhalt erwerben? Sagen Sie mir das! Wird der Himmel mir Geld in den Schooß regnen lassen, oder für meine Frau und mein Kind sorgen? Was soll aus uns werden? — Barmherziger Gott, und noch dazu jetzt! — Meine Frau ist schwanger!« — Ich dankte Gott, daß sie nicht gegenwärtig war. — »Fast unser letzter Pfennig ist ausgegeben, und ich, der die Stütze und Hülfe der Familie sein sollte, in Gefahr, blind zu werden! — O Gott, o Gott, welche furchtbare Verbrechen habe ich begangen, um so bestraft zu werden? Ich wollte, man hätte mich deportirt oder gehängt,« fügte er in einem Ausbruch der Verzweiflung hinzu, »als der alte Bösewicht mich nach Newgate bringen ließ! Aber« — er wurde todtenbleich — »wenn ich jetzt stürbe, welche schreckliche Folgen würde es haben?« —

In diesem Augenblicke hörten wir den leisen Fußtritt seiner Gemahlin auf der Treppe und ihr Eintritt machte seinen Klagen ein Ende. Ich bat ihn, wenigstens für eine Zeitlang seine Arbeiten auszusetzen, und verschrieb ihm einige Arzneimittel, auch versprach er, meine An-

weisungen genau zu befolgen. Mistreß Elliot saß neben mir mit trauriger, hoffnungsloser Miene, die mich fast zu Thränen rührte. In welcher Lage befand sie sich — welche Aussichten hatte sie? — Welche Vorbereitungen konnte sie für ihre bevorstehende Niederkunft treffen? Wie konnte sie für die gewöhnlichsten Bequemlichkeiten, für die nothwendigste Pflege Sorge tragen? Was sollte aus ihrem Gatten und ihrem Kinde werden, die eine Zeitlang ihrer sorgsamen Aufmerksamkeit entzogen werden mußten? — Wer sollte ihre Stelle vertreten? — In ihren Zügen las man zu deutlich, daß alle diese Fragen fortwährend ihren Geist beunruhigten.

Einige Tage nach dieser Zusammenkunft theilte ich ihnen die Nachricht von dem Tode der Mistreß Hillary, die ich in den Zeitungen gelesen hatte, sehr vorsichtig mit, indem ich fürchtete, sie möchte auf Mistreß Elliot in ihrem kritischen Zustande einen schädlichen Eindruck machen. Sie weinte bitterlich, aber das Ereigniß war zu lange von ihr vorhergesehen worden, als daß es einen heftigen Anfall von Schmerz hätte veranlassen können. Als sie in jener Nacht über ihr Unglück sprachen, fiel es Mistreß Elliot ein, das Ereigniß könne ihnen eine letzte Möglichkeit gewähren, die Neigung ihres Vaters wieder zu gewinnen, und sie beschlossen, die Gelegenheit zu benutzen, und nochmals seine Gefühle in Anspruch zu nehmen, da sie durch den kürzlich erlittenen Verlust gemildert sein müßten.

Am nächsten Morgen begann das unglückliche Paar seine traurige Wanderschaft nach — Square, indem sie übereingekommen waren, daß Elliot sie bis in die Nähe ihres väterlichen Hauses begleiten und dort den Erfolg dieses Besuches abwarten solle. Nachdem seine Gattin seinen Arm verlassen, näherte sie sich mit langsamen

und zitternden Schritten dem Gebäude, dessen große Fenster von oben bis unten geschlossen waren. Der Anblick des Hauses überwältigte sie, und sie blieb einen Augenblick an dem Gitter stehen.

Welche düstere und bittere Gedanken und Erinnerungen folgten einander in wenigen Sekunden in ihrem Geiste! — Hier in diesem großen Gebäude war ihr lebender, ihr tyrannischer Vater — hier lagen die sterblichen Ueberbleibsel ihrer armen, guten Mutter, von der sie entflohen war, deren letzte Gedanken sich vielleicht mit ihrer verfolgten Tochter beschäftigt hatten — und diese Tochter stand jetzt zitternd vor dem Hause ihres verwittweten, aber vielleicht noch immer unversöhnlichen Vaters. — Sie fühlte sich sehr schwach, und als sie schnell ihrem Gatten winkte, eilte er hinzu, um sie zu unterstützen und von der Thüre fortzuführen. Nachdem sie langsam um den Square gegangen, kehrte sie nach dem Hause ihres Vaters zurück, stieg die Treppe hinan und zog mit bebender Hand die Klingel.

»Was ist gefällig?« fragte ein Bedienter vom Flur aus.

»Ich wünsche Joseph zu sehen — ist er zu Hause?« erwiederte sie mit so schwacher Stimme, daß auf dem Flur nur das Wort Joseph hörbar wurde — der Name des Portiers, der zwei bis drei Jahre vor ihrer Verheirathung in den Dienst ihres Vaters getreten war. Joseph erschien jetzt an der Hausthüre, die er leise öffnete.

»Joseph, Joseph — ich bin sehr krank,« — murmelte sie, sich gegen den Thürpfosten lehnend — »lassen Sie mich einen Augenblick in Ihrem Lehnstuhl sitzen.« —

»Barmherziger Gott — meine junge Herrschaft!« — rief Joseph, einen hastigen Blick hinter sich werfend, als fürchte er, mit ihr im Gespräch begriffen, gesehen zu

werden, und dann, schnell vorspringend, faßte er sie in seine Arme, denn sie war in Ohnmacht gefallen. Er setzte sie in seinen Lehnstuhl, und rief eine der Dienerinnen, welche auf seine Bitte ein Glas Wasser brachte, und die Fremde für eine Verwandte oder Freundin des Portiers halten mochte. Er goß ihr etwas Wasser in den Mund — das Mädchen löste das Band ihres Hutes, und nach einigen Minuten stieß sie einen tiefen Seufzer aus und ihr Bewußtsein kehrte zurück.

»Sein Sie unbesorgt, Miß — ich meine, Madame,« stammelte der Portier in leisem Ton, »Sie können hier etwas verweilen — ich glaube nicht, daß außer uns Bedienten Jemand in der Nähe ist. Sie werden wohl schon wissen, Madame, unsere arme Mistreß Hillary — —«

»Ja, Joseph,« erwiederte sie seufzend, »ich weiß es! Hatte sie — hatte sie — einen leichten Tod?«

»Ja, Madame,« antwortete er in leisem Ton, »die arme Dame war schon so lange leidend, und sie ging, so zu sagen, aus, wie ein Licht. Keiner von uns, selbst mein Herr nicht, hatte ihre Stimme seit Monaten, um nicht zu sagen, seit Jahren, gehört.«

»Und mein — mein Vater — «

»Es schmerzt ihn gewiß sehr, Madame, aber er konnte es schon seit lange erwarten.«

»Glauben Sie, Joseph,« sagte Mistreß Elliot, so leise, daß ihre Stimme kaum verständlich war, »mein Vater würde sehr, sehr zürnen, wenn er wüßte, daß ich hier bin? Würde er wohl mit mir sprechen?«

»Ach, Madame,« entgegnete der Portier mit besorgtem Blick, »es ist nicht möglich; Sie können sich nicht denken, wie strenge er ist; Sie sollten gehört haben, welche Befehle er uns gab, Sie nicht in das Haus zu lassen! Ich weiß, daß es sehr hart ist, Madame,« fuhr

er fort, sich eine Thräne aus dem Auge wischend, »und oft haben wir Alle in der Küche darüber gesprochen. Still!« er hielt inne und sah besorgt nach der Treppe. »Es ist Niemand; aber wollen Sie nicht in das andere Zimmer kommen? Sie können von dort schnell aus der Hausthüre schlüpfen.«

»Nein, Joseph,« erwiederte Mistreß Elliot, »ich will auf der Straße warten, wenn Sie glauben, daß es hier nicht rathsam ist, während Sie diesen Brief hinaufbringen und sagen, ich wartete auf eine Antwort.«

Er nahm den Brief, hielt ihn zögernd in der Hand und schüttelte mit dem Kopfe.

»O nehmen Sie ihn, guter Joseph,« sagte Mistreß Elliot mit einem Blicke, der ein Herz von Stein erweicht haben würde, »es ist nur wegen der Trauer um meine Mutter! Ich habe kein Geld, um mir einen Traueranzug zu kaufen!« — Seine Augen füllten sich mit Thränen.

»Meine arme junge Gebieterin,« stammelte er, und seine Lippe zitterte. »Es ist mehr, als meine Stelle werth ist, aber ich will den Brief hinaufbringen, entstehe daraus, was da wolle! Sehen Sie, Madame,« indem er leise redete und nach der Treppe blickte, »ich fürchte nicht so sehr den alten Herrn, aber — aber Miß Gubbley! Ich glaube, daß sie es ist, die ihn so sehr gegen Sie aufbringt! Sie hat ganz ihren Willen hier! Sie sollten sehen, Madame, wie sie uns Dienstboten behandelt und auf jede Kleinigkeit merkt. Doch ich will den Brief hinauf bringen, und gehen Sie nicht aus der Hausthüre, als wenn Sie mich auf der Treppe 'Hm!' rufen hören.« Sie versprach, der Andeutung zu folgen, so wie auch das Mädchen, das er bei ihr ließ, und Joseph verschwand. Die Erwähnung der Miß

Gubbley erregte in Mistreß Elliot die traurigsten und entmuthigendsten Gedanken. Möglicher Weise beabsichtigte dieses Frauenzimmer jetzt, die durch die arme Mistreß Hillary erledigte Stelle einzunehmen. Das Herz der Mistreß Elliot klopfte ungestümer, als sie, nachdem sie einige Minuten gewartet hatte, Joseph hastig die Treppe hinab steigen hörte.

»Nun, Joseph,« flüsterte sie, indem sie ihn forschend anblickte.

»Ich kann den Herrn nicht zu sprechen bekommen, obgleich ich mich sehr darum bemühte. Ich habe mir es wohl gedacht. Miß Gubbley hat mich sehr ausgescholten, Madame; sie sagte, es werde mir meine Stelle kosten, und als ich ihr mittheilte, Sie wären hier und sie könne mit Ihnen sprechen, antwortete sie, das sehe ganz Ihrem sonstigen schamlosen Benehmen gegen Ihren armen unglücklichen Vater gleich —« Mistreß Elliot begann bitterlich zu weinen — »und sie wolle in einer so traurigen Zeit, wie diese, ihn unter allen Umständen geschont wissen, und übrigens könne es Ihnen auch nicht helfen,« — seine Stimme zitterte — »und sie sagte,« — er konnte kaum fortfahren — »Sie hätten schon längst an alles dieses denken sollen, und erst vor einem Monat habe sie Ihren Vater sagen hören, es sei ganz Ihre eigene Schuld, wenn Sie elend zu Grunde gingen, und wie Sie sich gebettet hätten, so müßten Sie auch liegen — ihre eigenen Worte, Madame — aber sie schickt Ihnen zwei Guineen, Madame, unter der Bedingung, daß Sie unsern Herrn nicht wieder belästigen und — und —« es traten ihm Thränen in die Augen — »ich nahm mir die Freiheit, drei Guineen daraus zu machen, Madame, und ich hoffe, Sie werden es mir nicht übel nehmen, da ich nur ein

Bedienter bin,« indem er sich bemühte, das Geld, in ein Papier gewickelt, der Hand der Mistreß Elliot, welche bewegungslos und in tiefem Schweigen seine Worte angehört hatte, aufzudrängen.

»Joseph,« rief sie endlich in leisem, aber sehr deutlichem und feierlichem Tone, indem sie ihre Hände ausstreckte, »wenn Sie mich nicht wollen sterben sehen, so helfen Sie mir auf meine Kniee!« und mit seinem und des Mädchens Beistand sank sie leise auf ihre Kniee. Sie faltete ihre Hände auf der Brust und blickte aufwärts; ihr Auge war thränenlos und ihre bewegungslosen Züge hatten einen feierlichen Ausdruck angenommen. Joseph sank unwillkürlich, wie ein Espenlaub zitternd, neben ihr auf die Kniee, seine Augen auf die ihrigen geheftet, und das Schluchzen mehrerer von der Dienerschaft, welche die Küchentreppe hinauf kamen, um diese seltsame Scene zu sehen, waren die einzigen Töne, die man vernahm. Nachdem sie einige Augenblicke in dieser Stellung geblieben, erhob sie sich langsam und schweigend von den Knieen.

»Wann wird meine Mutter beerdigt werden?« fragte sie jetzt.

»Am nächsten Sonnabend,« flüsterte Joseph, »um zwei Uhr.«

»Wo?«

»Auf dem St. — Kirchhof, Madame.«

»Leben Sie wohl, Joseph! Sie waren sehr freundlich gegen mich,« sagte sie aufstehend und langsam nach der Thüre gehend.

»Soll ich Ihnen nicht etwas Warmes holen, Madame? Sie sehen so krank aus, so bleich, und in einer halben Minute will ich wieder hier sein.«

»Nein, Joseph, mir ist besser, und Herr Elliot wartet vor dem Hause auf mich.«

»Der arme Herr!« seufzte Joseph, indem er den Kopf abwendete und sich eine Thräne aus dem Auge wischte. Er bemühte sich nochmals, ihr das Papier mit den drei Guineen in die Hand zu drücken, aber sie nahm es nicht.

»Nein, Joseph; ich bin sehr arm, aber der Himmel wird mich nicht verhungern lassen. Von Ihnen kann ich es nicht nehmen, von ihr will und darf ich es nicht.«

Die Hausthüre wurde jetzt geöffnet, und sie entfernte sich mit festerem Schritt, als sie gekommen war. Ihr Gatte, der einige Häuser davon stand, eilte auf sie zu, und fragte mit zitterndem uud aufgeregtem Tone nach dem Erfolg ihres Besuchs. Indem er seinen Arm um sie schlang, denn er fühlte, wie schwer sie sich an ihn lehnte, führte er sie zu Hause. Er hörte mit der Ruhe der Verzweiflung ihre Erzählung an. »Dann ist dort keine Hoffnung mehr für uns!« flüsterte er durch seine halbgeschlossenen Lippen.

»Aber es ist noch Hoffnung, Theuerster, bei Ihm, der die Müden und Schwerbeladenen zu sich ruft, der seine Hand von uns abgezogen zu haben scheint, aber uns nicht verlassen hat,« erwiederte seine Gattin, »ich fühle, ich weiß, Er sagt mir, daß Er uns nicht wird in die Tiefe der Gewässer versinken lassen! Er vernahm mein Gebet, Heinrich, und Er wird es in seiner Weisheit erfüllen. Aber laß uns nach Hause eilen. Unser kleiner Heinrich wird unruhig sein und Mistreß — belästigen.«

Elliot hörte ihr in traurigem Stillschweigen zu. Seine düsteren Züge sprachen nicht den Frieden und die

Entsagung aus, die der Himmel seiner Gattin gewährt hatte, sondern verriethen zu deutlich den Unmuth und die Verzweiflung, die ihn erfüllte. Er fürchtete, seine Gattiu werde den so lange fortgesetzten Angriffen des Unglücks unterliegen. Er dachte an ihre bevorstehenden Leiden mit einem unwillkürlichen Schauder, und es wurde ihm fast unheimlich, als er den Schauplatz derselben, seine ärmliche Wohnung, betrat. Sie schloß ihr lächelndes Kind mit inniger Zärtlichkeit an ihre Brust; er küßte es, aber kalt, zerstreut, fast wie mechanisch. Indem er seine Stirn mit dem seidenen Schirm bedeckte, den meine Frau ihm den Tag zuvor geschickt hatte, setzte er sich an den Tisch, an dem er zu arbeiten pflegte, und dachte mit Schrecken über ihre jetzige Lage nach.

Es blieben ihnen kaum noch 20 Pfund von den 600, welche sie bei ihrer Heirath erhielten; der geringe Verdienst seiner Gattin konnte natürlich eine Zeitlang nicht erwartet werden, und er war an seiner einzigen Beschäftigung verhindert, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, blind zu werden; der letzte Hoffnungsstrahl, den die Wiederversöhnung mit Hillary erblicken ließ, war verschwunden, und alles dieses, während ihre Ausgaben verdoppelt oder verdreifacht werden mußten, wenn eine Krankheit oder ein Todesfall hinzukam.

Es war gut für Mistreß Elliot, daß die Züge ihres Gatten ihr durch den seidenen Schirm verborgen wurden!

Während seiner Abwesenheit am nächsten Morgen in dem ophthalmischen Institut, wohin er auf meinen Rath zwei Mal wöchentlich sich begab, um von Herrn —, dem berühmten Augenarzt, behandelt zu werden, ging ich in seine Wohnung und benutzte die Gelegenheit, um Mistreß Elliot mit unendlicher Freude die Summe von 40

Pfund einzuhändigen, welche meine gute Frau unter ihren Freundinnen gesammelt hatte, und als Mistreß Elliot das freundliche Billet meiner Frau, welche sie aufforderte, ihren kleinen Knaben in unser Haus zu schicken, bis sie sich von ihrer Niederkunft erholt habe, las, oder vielmehr zu lesen schien, denn ihre Augen waren mit Thränen gefüllt, faltete sie ihre Hände und sagte: »Hat Gott mein Gebet nicht erhört? Theuerster Doktor, der Himmel wird Sie belohnen! Welche Nachricht für meinen armen Gatten, wenn er müde und entmuthigt zurückkehrt!«

»Und jetzt, Doktor, soll ich Ihnen einen Plan anvertrauen, den ich entworfen habe?« sagte Mistreß Elliot, mich ernst anblickend. Suchen Sie mich nicht davon abzubringen, denn mein Entschluß ist gefaßt.« — Ich blickte sie erstaunt an. — »Sie wissen, wir haben nur das eine Zimmer und den kleinen Alkoven, denn was ist es sonst, wo wir schlafen, und wo soll mein Mann und mein Kind bei meiner Niederkunft bleiben? Außerdem können wir uns trotz aller Ihrer edlen Güte nicht die nöthige Pflege verschaffen.« Sie hielt inne; ich horchte gespannt auf.

»Ich habe nun gedacht — könnten Sie nicht —« sie zögerte, mit heftigen Gefühlen kämpfend — »könnten Sie mir nicht behülflich sein — —« ihre Stimme zitterte — »daß man mich in das Wöchnerinnenhospital aufnimmt?«

Ich schüttelte mit dem Kopfe, und konnte für den Augenblick keine Antwort finden.

»Es hat mich einen Kampf gekostet, aber die Vorsehung scheint mir den Gedanken eingegeben zu haben. Ich werde dort meinem Gatten keine Kosten machen, und, wie ich höre, vortreffliche Pflege haben.«

»Meine gute, theure Madame,« stammelte ich, »Sie müssen mir verzeihen, aber ich kann Sie davon nicht reden hören.« Es traten mir trotz meines Widerstrebens Thränen in die Augen. Sie verbarg ihr Gesicht in ihr Schnupftuch und weinte bitterlich. »Mein Mann kann täglich Nachrichten von mir haben, und mit Gottes Hülfe sehen wir uns vielleicht nach einem Monat gesund und munter wieder. Und wenn — wenn es Ihre Frau Gemahlin oder Sie nicht belästigen sollte, meinen kleinen Heinrich — —« Sie konnte nicht weiter sprechen und brach wieder in heftiges Weinen aus. Ich versprach ihr, in Folge ihrer dringenden und wiederholten Bitten, nach vielen Einwendungen, ich wolle gleich Schritte thun, um ihr die Aufnahme in dem Wöchnerinnenhospital zu sichern, sobald sie es verlange.

»Aber, meine theure Madame, Ihr Gemahl, Herr Elliot, er wird es nie zugeben; ich bin vollkommen überzeugt davon.«

»Ach, Doktor, ich weiß es wohl, aber er soll nichts von meiner Absicht erfahren, bis ich in dem Hospitale bin. An einem Tage dieser Woche werde ich ausgehen, ohne daß er weiß wohin, und wenn er am Freitag von dem Augenarzt zurückkehrt, wird er —« sie hielt inne und zitterte — »wird er einen Brief von mir finden, worin ich ihm meinen kleinen Plan mittheile, und möge er mir verzeihen, was ich thue. Ich weiß aber, daß er mich zu innig liebt —«

Am folgenden Morgen begleitete mich meine Frau nach ihrer Wohnung, um den kleinen Elliot mit sich zu nehmen. Es war eine traurige Scene; doch Elliot, dem seine Gattin sagte, wie wünschenswerth es sei, wenn das Kind während ihres Wochenbettes so untergebracht werde, ertrug es männlich. Er brachte das Kind nach

meinem Wagen und übergab es, nach manchen zärtlichen Liebkosungen, mit einer Miene trauriger Entschlossenheit den Händen meiner Frau und ihrer Dienerin. Ich bemühte mich, ihn über diese kurze Trennung von seinem Kinde zu trösten, und sagte ihm, wie nothwendig vollkommene Ruhe sei, damit die Behandlung seiner Augen guten Erfolg habe. Dieses that ich, um ihn auf den zweiten Schlag vorzubereiten, den seine Gattin am nächsten Freitag beabsichtigte, und ihn mit ihrer kurzen Trennung zu versöhnen. Ich glaubte, daß er sich leichter darin finden werde, wenn einmal der entschiedene Schritt gethan wäre. Es war wunderbar zu sehen, wie Mistreß Elliot bis zu dem für ihren Eintritt in das Hospital bestimmten Tage ihre gleichmüthige Stimmung behauptete. Ihr Benehmen wurde noch zärtlicher gegen ihren Gatten, welcher eine nicht geringere Innigkeit der Neigung für sie darlegte. Seine Besorgnisse waren sehr durch die bereits erwähnte Vermehrung seiner Fonds vermindert worden, aber er äußerte gelegentlich sein Erstaunen, daß er keine Vorbereitungen für das Ereigniß bemerkte, welches Beide so nahe bevorstehend glaubten.

Am Freitagmorgen, ungefähr eine halbe Stunde, nachdem Herr Elliot wie gewöhnlch in das ophthalmische Institut gegangen war, fuhr ein Miethwagen vor die Thür seines Hauses mit einer Wärterin, die ich aus dem Wöchnerinnenhospitale geschickt hatte. Auch ich erschien einige Minuten nach der Ankunft des Wagens, und nachdem die arme Mistreß Elliot sorgfältig die wenigen Artikel ihres Anzuges geordnet hatte, welche sie zurücklassen wollte, und der Wirthin des Hauses die dringendste Bitte an das Herz gelegt, während ihrer Abwesenheit aufmerksam gegen Herrn Elliot zu sein, legte sie unter vielen Thränen einen sorgfältig versiegelten

und an ihren Gatten adressirten Brief auf den Tisch, in welchem sie ihn von ihrer Entfernung und Absicht in Kenntniß setzte. Als ihre Aufregung sich etwas gelegt hatte, verließ sie das Zimmer, — vielleicht fühlte sie, daß es für immer sei, — stieg in den Wagen und war bald sicher in dem Wöchnerinnenhospital untergebracht.

Der Brief an ihren Gatten lautete, wie folgt (denn die traurigen Ereignisse, von denen ich jetzt berichten werde, brachten dieses Dokument mit anderen in meinen Besitz):

»Mein theurer Heinrich!

Die Stunde meiner Schmerzen nähert sich, und die Vorsehung hat mir einen Zufluchtsort gesichert. Ich kann mich nicht entschließen, theurer Heinrich, Deine Leiden durch den Anblick der meinigen zu vermehren. Wenn Alles überstanden ist, wie ich hoffe, bald und glücklich, dann vereinigen wir uns wieder, und Gott gewähre uns glücklichere Tage. O, zürne nicht über den Schritt, den ich thue. Es geschah in der besten Absicht, und ich zweifle nicht, daß es sich zu unserm Besten wenden wird. Doktor — wird Dir sagen, wie gut die Patienten in dem Wöchnerinnenhospital, wohin ich mich begebe, behandelt und gepflegt werden. O Heinrich, Du bist das Entzücken meines Geistes! Je mehr Gram und Sorgen wir zusammen ertrugen, um desto mehr lieben wir uns. O wie liebe ich Dich! wie betete ich in der Nacht, als Du, Theuerster, schliefst, daß der Allmächtige Dich und unsern kleinen Heinrich segnen und mir um Euretwillen gnädig sein und uns Alle wieder zusammenbringen möge! Ich werde für Dich beten; Gott hat uns nicht verlassen; er wird es nicht, er kann es nicht, wenn wir Ihn nicht verlassen. Ich lasse Dir, Theuer-

ster, meine Bibel und mein Gebetbuch — o lies darin, küsse jeden Tag unsern kleinen Heinrich in meinem Namen. Wie viel Dank sind wir dem Doktor — und seiner Gemahlin schuldig! Gehe häufig aus und genieße die frische Luft, und greife Deine Augen nicht mit Lesen oder Schreiben an, bis ich zurückkomme. Ich kann kaum meine Feder niederlegen, aber der Wagen für mich ist gekommen, und ich muß mich losreißen. So lebe denn wohl, mein theurer, theurer Heinrich, aber nur für eine kurze Zeit.

N. S. Die Socken, die ich für unsern kleinen Heinrich gestrickt habe, sind in der Schublade neben dem Fenster. Es wäre gut, wenn Du sie morgen zu Doktor — mitnähmest, da ich sie zu schicken vergaß, und das Kind sie nöthig haben wird. Doktor — sagt, Du könntest jeden Tag vor meiner Niederkunft mich besuchen. Komm bald!«

Dem Versprechen gemäß, das ich Mistreß Elliot gegeben hatte, ging ich am Abend zu ihrem Gatten, um zu sehen, welchen Eindruck ihre plötzliche Entfernung auf ihn gemacht habe.

»Wie befindet sich Herr Elliot?« fragte ich die Wirthin, welche die Thür öffnete. »Ist er zu Hause?«

»Ja, aber er ist sehr traurig, weil er Mistreß Elliot nicht fand. Er hat den ganzen Tag nichts gegessen.«

Er saß, als ich eintrat, mit einem Licht vor sich an einem Tische, und der Brief von Mistreß Elliot lag offen vor ihm.

»O Doktor, ist das nicht schlimmer als der Tod?« rief er.

»Beruhigen Sie sich, Herr Elliot. Ihre unvergleichliche Gattin ist Ihnen mit dem Vorbilde der Geduld und Ergebung vorgegangen.«

»Es ist ein himmlisches Vorbild. Aber kann ich es nachahmen?« erwiederte er heftig in einem Tone und mit einer Miene, die mich erschreckten. »Ich wurde durch Gott und die Menschen verlassen, um das Spiel böser Geister zu werden, und ich ward es. Welchen Fluch giebt es, der mich nicht schon getroffen hätte? Ich bin fast sicher,« fuhr er düster fort, »daß meine Marie für immer von mir genommen ist. Ich fühle es — ich weiß es! — ich werde sie nie wiedersehen! ich werde ihre holde Stimme nie wieder hören! ich habe sie in das Verderben gestürzt! ich habe sie durch eine unsinnige, verwerfliche Neigung an den Bettelstab gebracht! Der Fluch des Ungehorsams gegen die Aeltern ruht auf uns Beiden! Doch unser Elend würde jedes Herz gerührt haben, außer dem ihres grausamen Vaters! Ah, er beerdigt morgen ihre Mutter! Morgen will ich dort sein; ihre Leiche soll nicht unter die Erde, bevor er mich erblickt! Wie will ich den alten Mann neben dem Grabe erschüttern, in das er selbst bald hinab muß!« — Er holte tief Athem. — »Möge er mich verfluchen, sie verfluchen, uns Beide, unser Kind verfluchen!« .

»Der Fluch, der die Unschuld trifft, hat keine Kraft,« unterbrach ich ihn.

»Ja, die Unschuld! das ist es! die Unschuld!« — Er hielt inne. — »Entschuldigen Sie,« fügte er nach einem schweren Seufzer hinzu, und er schien seine Fassung wieder zu gewinnen, »ich sprach im Wahnsinn, Doktor, und kann es Sie befremden? Der Brief meiner armen Marie (hier ist er) hat mich fast von Sinnen gebracht! Ich bin nach der Anstalt gegangen, wo sie sich befindet, aber ich wage es nicht, zu ihr zu gehen. O, Doktor, wird sie dort auch gut gepflegt werden?»

fragte er, indem er plötzlich meine Hand mit krampfhafter Heftigkeit ergriff.

»Sie können sich darauf verlassen, daß dort sehr gut für sie gsorgt ist; die geschicktesten Aerzte in London werden ihr Beistand leisten, sobald die geringste Nothwendigkeit dazu vorhanden ist; sie findet jede Bequemlichkeit und Pflege, die ihre Lage erfordern kann. Wenn es Ihnen zum Troste gereicht, so verspreche ich Ihnen, sie selbst täglich zu besuchen.«

Es gelang mir endlich, durch diese Versicherungen ihn etwas zu beruhigen. Die Aufregung, welche die unerwartete Nachricht von der Entfernung seiner Gattin in ihm hervorgerufen, war durch den Umstand noch höher gesteigert worden, daß an demselben Morgen der geschickte Arzt, der ihn behandelte, — ach, ich fürchtete, nur mit zu viel Grund — eine sehr ungünstige Meinung über den Zustand seiner Augen ausgesprochen hatte. Es hatte ihn sehr beunruhigt, als Herr — ihm mehrere Fragen in Beziehung auf besondere Symptome stellte, die er bejahend beantworten mußte, und die vorsichtigen Erwiederungen des Herrn — auf seine Fragen über die Möglichkeit seiner Wiederherstellung konnten seine Besorgnisse nicht zerstreuen. Ich versicherte ihn, daß nichts ihm so zuträglich sein würde, als geistige Ruhe und Fassung, denn der Zustand seiner Augen werde fast ganz durch den seines Nervensystems bedingt. Er mußte mir versprechen, seinen abenteuerlichen und zwecklosen Plan, dem Begräbniß von Mistreß Hillary beizuwohnen, aufzugeben, und ich sagte ihm zu, ich würde am nächsten Tage Nachmittags mit seinem kleinen Sohne zu ihm kommen, und ihm dann auch Nachrichten über Mistreß Elliot bringen.

Ich hielt mein Versprechen, aber er hielt nicht das

seinige. Seine Wirthin sagte mir, er habe gegen Mittag das Haus verlassen und nicht angegeben, wann er zurückkehren würde. Er war nach der St. — Kirche gegangen, wie ich später von ihm erfuhr. Er begleitete den Leichenzug in die Kirche, und setzte sich in einen Kirchenstuhl, von wo er jenen des Herrn Hillary in der Nähe beobachten konnte. Dieser sah jedoch nicht auf, und hielt fortwährend sein Schnupftuch vor das Gesicht. Als die Leiche zum Grabe getragen wurde, folgte Elliot und wählte seinen Platz neben dem Grabe, Herrn Hillary so nahe, als die Begleitung und die Menge es gestatteten. Er stand mehrere Male im Begriff, die feierliche Handlung durch eine öffentliche Anrede an Hillary in Beziehung auf seine von ihm verlassene Tochter zu stören, aber die Sprache versagte ihm, und er lehnte sich an einen Grabstein, bis die feierliche Scene beendigt war, und der Zug sich zur Rückkehr anschickte. Er näherte sich nochmals und trat zu Herrn Hillary, als dieser eben in seinen Wagen steigen wollte.

»Sehen Sie mich an, Sir,« sagte er, indem er Herrn Hillary plötzlich auf die Schulter klopfte. — Der alte Mann blieb bewegungslos stehen, und starrte ihn an, als kenne er ihn nicht.

»Mein Name ist Elliot, Sir. Ihre durch Sie verlassene Tochter ist mein armes, unglückliches Weib!«

»Elliot! — Hinweg mit ihm! — fort!« rief Herr Hillary, indem sich Schrecken und Abscheu in seinen Zügen malten, und die Bedienten zogen Elliot mit Gewalt zurück und hielten ihn entfernt, bis die Kutsche mit Herrn Hillary fortgefahren war. Elliot kehrte darauf nach Hause zurück, wo er, ungefähr eine Stunde nach meinem Besuche ankam. Er kam am Abende zu mir, und ich freute mich, ihn viel ruhiger zu fin-

den, als ich erwartet hatte. Er entschuldigte sich sehr, daß er nicht Wort gehalten habe. Er sagte, es sei ihm unmöglich gewesen, dem Drange zu widerstehen, der ihn trieb, dem Begräbniß beizuwohnen; er habe es für möglich gehalten, daß seine plötzliche Erscheinung in einem so feierlichen Augenblicke die Gefühle des Herrn Hillary zu seinen Gunsten verändern könne. Er erzählte mir ausführlich, was sich ereignet hatte, und versicherte mich mit trauriger Miene, er sehe jetzt ein, daß dort ferner nichts mehr zu hoffen sei, und er wolle sich beruhigen und meinen Anweisungen, so wie denen des Augenarztes genau Folge leisten. Er sagte mir auch, er habe Mistreß Elliot vor ungefähr einer Stunde besucht und sie bei ziemlich gutem Befinden verlassen, man habe ihn aber im Hospital versichert, ihre Entbindung werde stündlich erwartet.

»Ich möchte wissen,« sagte er mit einem tiefen Seufzer, »welchen Eindruck ihr Tod auf Herrn Hillary hervorbringen würde? Ob er ihre Kinder auch von sich weisen, ob sein Haß ihr bis in das Grab folgen wird? Was meinen Sie dazu, Doktor?«

Die seltsame, fast gleichgültige Miene, mit welcher er mir diese ernste Frage vorlegte, setzte mich nicht wenig in Erstaunen. — »Er müßte sehr verhärtet sein, wenn dieses der Fall wäre,« erwiederte ich. »Ich hoffe jedoch, daß trotz Allem, was vorgefallen ist, er bald die Vorwürfe seines Gewissens über seine Grausamkeit fühlen und der Stimme der Natur Gehör geben wird. Wenn er allein ist —«

Elliot schüttelte mit dem Kopfe. »Es müßte ein furchtbares Ereigniß sein, Doktor, das seinem kalten Herzen mildere Gefühle einflößen könnte, und dieses Ereigniß —« er seufzte — »könnte vielleicht schneller kom-

men —« er schauderte und sah mich mit einem wilden Blick an.

»Lassen Sie uns das Beste hoffen, Herr Elliot; die ruhige Stimmung Ihrer Gattin gewährt Grund zu den günstigsten Aussichten für ihre bevorstehende —«

»Ah, ich hoffe, daß Sie sich nicht täuschen! Ihre erste Niederkunft war von gefährlichen Zufällen begleitet.«

»Gerade aus diesem Grunde kann die zweite glücklicher sein.« — Er blickte mich traurig an.

»Angenommen auch, es wäre der Fall, zu welchem Unglücke wird das arme Weib nach ihren Leiden zurückkehren? Sind das nicht düstere Aussichten?«

Es wurde schon spät, und nachdem er einen zärtlichen Abschied von seinem Sohn genommen, der die ganze Zeit über schlaftrunken auf seinem Knie gesessen hatte, entfernte er sich.

Mistreß Elliot fühlte die Wehen am Sonntag um Mitternacht, und nach einer langen und schwierigen Niederkunft gebar sie am Montag Abend ein Kind, das einige Minuten nach seiner Geburt starb. Da ich in dem Hospital Auftrag gegeben hatte, mich zu rufen, sobald Mistreß Elliot die Wehen fühlte, so war ich eine Stunde, nachdem sie begonnen hatten, bei ihr. Am Montag Morgen schickte ich einen Boten an Herrn Elliot, dem Versprechen gemäß, das ich ihm gegeben hatte, ihm sogleich Nachricht zukommen zu lassen, und ließ ihn ersuchen, er möge den ganzen Tag zu Hause bleiben, indem ich zu ihm kommen würde. Sobald er jedoch meine Botschaft erhalten hatte, eilte er nach dem Hospital und ging vor dem Gebäude auf und ab, indem er von Zeit zu Zeit dringend fragte, wie sich seine Gattin befinde, worauf er bereitwillige und meist günstige Ant-

worten erhielt. Als ich sie ungefähr eine Stunde nach ihrer Niederkunft sehr erschöpft, aber, wie ich glaubte, außer Gefahr verließ, bat ich Herrn Elliot, der immer noch in dem Zustande der höchsten Aufregung vor den Thoren des Hospitals umherging, nach Hause zurückzukehren, aber vergebens, und ich verließ ihn mit Vorwürfen über sein Benehmen. — »Was wird aus Ihren Augen werden, Herr Elliot, wenn Sie sich einer so heftigen nervösen Aufregung hingeben? Ich versichere Sie, daß Sie sich in einer Stunde mehr schaden, als in Monaten, vielleicht in Jahren, wieder gut zu machen sein wird, und ist es freundlich gegen Ihre Gem..., gegen Diejenigen, deren Rath Sie folgen sollten, au, diese Weise die Möglichkeit Ihrer Wiederherstellung zu vereiteln? Ich bitte Sie, Herr Elliot, hören Sie auf die Stimme der Vernunft, und kehren Sie nach Hause zurück!« — Er erwiederte mir nichts, sondern weinte, und ich verließ ihn, indem ich hoffte, daß meine Worte die gewünschte Wirkung haben würden.

Gegen vier Uhr Morgens wurde ich durch ein heftiges Ziehen an der Klingel und Klopfen an der Thüre erweckt, und als ich eilig aus dem Fenster meines Schlafzimmers sah, erblickte ich Herrn Elliot.

»Was giebt es?« fragte ich. »Sind Sie es, Herr Elliot?«

»O Doktor, Doktor, um Gotteswillen, kommen Sie! Meine Frau — meine Frau — sie stirbt! — kommen Sie, Doktor, o kommen Sie!«

Obgleich ich durch die Anstrengungen des vorigen Tages sehr ermüdet war, so schreckte mich doch diese Nachricht aus meiner Schlaftrunkenheit auf, und in weniger als fünf Minuten war ich an seiner Seite. Wir liefen schnell zum nächsten Miethskutscher, und als wir

in das Hospital kamen, fand sich, daß nur zu viel Grund zu Besorgnissen vorhanden war, denn gegen zwei Uhr hatten sich beunruhigende Symptome eines Blutflusses gezeigt, und als ich etwas nach vier Uhr an ihr Bett trat, überzeugte ich mich gemeinschaftlich mit dem erfahrenen Geburtshelfer, der ebenfalls zugegen war, daß ihr Leben allerdings in großer Gefahr schwebe. Während ich mit Gefühlen trauriger Theilnahme und Unruhe auf ihr bleiches, lebloses Antlitz blickte, klopfte eine der Wärterinnen mich auf die Schulter, und als ich mich umblickte, sah ich die Aufseherin des Hauses in der Thüre stehen. Sie winkte mir, und ich folgte ihr leise aus dem Zimmer.

»Der Mann dieser armen Dame,« sagte Mistreß —, »ist in einem schrecklichen Zustande auf der Straße. Der Portier hat sagen lassen, er fürchte, der Herr sei wahnsinnig geworden, und werde das Thor zu sprengen versuchen; er bestehe darauf, gleich zu seiner Frau oder wenigstens in das Haus gelassen zu werden. Haben Sie die Güte, Doktor, hinabzugehen, und suchen Sie ihn zu beruhigen. Sie wissen, daß wir ihn nicht einlassen dürfen. Die anderen Patienten —« Ich eilte die Treppe hinab und ging schnell über den Hof. Außerhalb des Eisengitters sah ich den unglücklichen Mann mit ausgebreiteten Armen stehen.

»O sagen Sie mir, lebt sie? — lebt sie?« rief er mir zu.

»Sie lebt, Herr Elliot; aber —«

»Also sie lebt? — Sagen Sie mir die Wahrheit? — Lebt sie wirklich?«

»Ja, ja, Herr Elliot; aber wenn Sie so laut sprechen, so könnte sie es hören, und das würde ihr den Tod bringen.«

»Ich will leiser sprechen. Aber lebt sie wirklich? Täuschen Sie mich nicht?«

»So hat er schon die ganze Nacht über gelärmt,« flüsterte mir der Wächter zu, der eben gekommen war.

»Herr Elliot, ich kann Ihnen bei Gott betheuern, daß Ihre Gemahlin lebt, und ich habe die Hoffnung ihrer Genesung nicht aufgegeben.«

»O Marie, Marie, Marie! — o komm zu mir, meine Marie! — Du sagtest, Du wolltest zu mir zurückkehren.«

»Soll ich ihn nicht lieber fortführen?« fragte der Wächter. »Der Portier fürchtet, er werde das ganze Hospital in Unruhe bringen.«

»Laßt mich hier, laßt mich hier! Ich will Euch Alles geben, was ich in der Welt besitze! Ich will Euch vierzig Pfund geben!« rief der unglückliche Gatte, indem er sich an das Gitter klammerte und mich flehend anblickte.

»Lassen Sie ihn gewähren, berühren Sie ihn nicht, Sir,« bedeutete ich dem Wächter.

»Ich danke Ihnen! Gott segne Sie!« sagte er, indem er seine Hände gegen mich ausstreckte; darauf wendete er sich gegen den Wächter, und fügte in leisem und bittenden Tone hinzu: »Weiset mich nicht fort! Mein Weib ist hier — sie stirbt — ich **kann** nicht fortgehen, aber ich will ganz ruhig sein. Still, still! Da kommt Jemand!« — Eine aus dem Gebäude sich mir nähernde Person flüsterte mir einige Worte in das Ohr, und entfernte sich wieder.

»Herr Elliot, geben Sie mir die Hand,« sagte ich, »Ihre Gemahlin erholt sich; ich sagte Ihnen, daß noch Hoffnung sei! Man hat mir so eben mitgetheilt, daß sich günstige Symptome zeigen.«

Er sank plötzlich schweigend auf die Kniee, dann ergriff er meine Hand durch das Gitter und drückte sie krampfhaft. In dem Drange seiner Gefühle wendete er sich auch an den Wächter, nahm dessen Hand und schüttelte sie.

»Still, still!« flüsterte er; »sprecht nicht; es kann ihr schädlich sein, ein einziger Laut kann ihr den Tod bringen — ah —« Er blickte mit ängstlicher Besorgniß auf den Wagen, der in diesem Augenblicke laut rasselnd vorüber fuhr. Endlich wurde er etwas ruhiger, und nachdem ich ihm versprochen hatte, bald zu ihm zurückzukehren, besonders wenn sich eine ungünstige Veränderung zeigen sollte, begab ich mich wieder nach dem Zimmer, wo das arme bewußtlose Wesen lag, der Gegenstand der bangen Besorgnisse ihres Gatten. Ich fand, daß man mir die Wahrheit berichtet hatte, und obgleich der Zustand von Mistreß Elliot immer noch sehr bedenklich war, indem in ihren bleichen Zügen kein Zeichen des Lebens zu bemerken und der Puls sehr schwach war, so hatten wir doch Gründe, eine günstige Veränderung zu erwarten. Nachdem ich ungefähr eine Viertelstunde, während welcher sie zu schlafen schien, schweigend an ihrem Bette verweilt hatte, entfernte ich mich, und überbrachte die frohe Nachricht dem armen Elliot. Es gelang mir, ihn zu überreden, daß er mich zu Hause begleiten und sich etwas ausruhen möge, doch sobald er eine Tasse Kaffee getrunken hatte, verließ er das Haus, ohne selbst seinen kleinen Sohn zu erwarten, der angezogen wurde, um, wie gewöhnlich, zum Frühstück hinab zu kommen, und kehrte nach dem Hospital zurück, wo ich ihn immer noch vor dem Thore auf- und abgehen sah, als ich gegen zwölf Uhr dort ankam. Welche Gedanken las man in seinen Zügen! Doch sie wurden

durch ein Lächeln erheitert, während er mir, ehe ich aus dem Wagen steigen konnte, zurief, noch sei Alles gut. Ich vergewisserte mich dessen, und als ich von dem Hospital zurückkehrte, nahm ich ihn fast mit Gewalt zu mir in den Wagen, und fuhr nach seiner Wohnung, wo ich verweilte, bis er sich zu Bett gelegt und mir feierlich versprochen hatte, dort zu bleiben, bis ich am Abend wiederkäme.

Der Zustand von Mistreß Elliot war während der drei folgenden Tage immer noch sehr bedenklich, und ihr Gatte ging fast jede Stunde nach dem Hospital, und ermüdete zuletzt Jeden so sehr mit seinem fortwährendem ängstlichen Fragen, daß er kaum noch eine höfliche Antwort erhielt. Hätte ich ihm nicht zwei Mal zur Ader gelassen und ihm niederschlagende und beruhigende Arzneien verordnet, so wäre er gewiß wahnsinnig geworden. Am fünften Tage konnte Mistreß Elliot außer Gefahr erklärt werden, aber sie befand sich immer noch in einem sehr erschöpften Zustande. Ihre erste Frage war nach ihrem Gatten, dann nach ihrem kleinen Heinrich, und als sie eine befriedigende Antwort erhielt, erheiterte ein süßes Lächeln ihre schönen Züge, und ihre zarten Finger drückten freundlich die meinigen. Bevor ich sie verließ, fragte sie, ob ihr Gatte zu ihr kommen dürfe. — Ich antwortete natürlich verneinend. — Eine Thräne rann ihre Wangen hinab, aber sie erwiederte keine Silbe.

Meine dringenden Berufsgeschäfte gestatteten mir nicht, Herrn Elliot mehr als ein bis zwei Mal in der nächsten Woche zu sehen. Ich hörte jedoch häufig von ihm in dem Hospital, wohin er täglich drei Mal kam, doch war ihm noch nicht erlaubt worden, Mistreß Elliot zu besuchen, indem man — und nach meiner Ansicht mit

Recht — von der Aufregung einer solchen Zusammenkunft für ihren Zustand fürchtete.

Die Gemüthsbewegungen, in denen er die beiden letzten Wochen zugebracht hatte, mußten die schädlichsten Wirkungen auf seine Augen äußern, und er schien es selbst nur zu sehr zu fühlen, denn jedes schlimme Zeichen, über das er sich beklagt hatte, trat jetzt in höherem Grade hervor. Ich konnte ihn jedoch nicht vermögen — wenigstens für jetzt nicht, wie er sagte — seine Besuche bei dem Augenarzt fortzusetzen. Er behauptete mit trauriger Miene, er sei mit zu vielen und zu verschiedenartigen Gegenständen beschäftigt, und er müsse für jetzt alle Aufmerksamkeit von seinen eigenen Leiden abwenden. — Ach, er hatte wirklich Ursache zu vielen anderen Besorgnissen, als über seinen eigenen Zustand! Wenn auch seine arme Gattin ihm in leidlicher Gesundheit wiedergegeben wurde, welche Aussichten standen ihm dann bevor? welche Mittel blieben ihm, um sich seinen Lebensunterhalt zu sichern? welche Hoffnungen auf die Unterstützung ihres unversöhnlichen alten Vaters? Sollte seine Gattin nur der Schauplatz ihrer jetzigen Leiden verlassen, die sie dem Tode nahe gebracht hatten, um vor seinen Augen aus Mangel umzukommen, während ihr Vater im Reichthum schwelgte? — Der Gedanke war schrecklich! — Elliot saß allein zu Hause über diesen Dingen brütend, und schauderte; er verließ seine Wohnung und wanderte mit starrem Blick und tiefem Gram im Herzen durch die Straßen. »Er zeucht hin und her nach Brot und dünket ihn immer, die Zeit seines Unglücks sei vorhanden« *).

Freitag. — Heute Morgen besuchte meine Frau

*) Hiob XV, 23.

Mistreß Elliot, von ihrem kleinen Knaben begleitet, welchen sie, wie ich bemerkt hatte, zu sehen sich sehnte. Ich glaubte, die Zusammenkunft könne ohne Schaden für ihre Gesundheit stattfinden.

»Mein kleiner Heinrich!« rief eine leise sanfte Stimme, als meine Frau und das Kind in das Zimmer der Mistreß Elliot geführt wurden, deren Gesicht und Hände, wie meine Frau sagte, weiß wie Lilien waren. »Komm, Heinrich, gieb mir einen Kuß,« flüsterte sie, und meine Frau brachte das Kind an das Bett und hob es zu seiner Mutter empor. Sie schlang ihren Arm um seinen Nacken, und drückte ihn an ihre Brust.

Sie blickte einige Minuten auf ihn, während das Kind bald sie, bald meine Frau mit Furcht und Erstaunen ansah.

»Wie gleicht er seinem Vater,« murmelte sie. »Fürchte Dich nicht vor Deiner armen Mutter, Heinrich!« — Ihre Augen füllten sich mit Thränen. — »Bin ich so verändert?« sagte sie zu meiner Frau, die ja und nein in einem Athem stammelte.

»Ist er auch ein artiges Kind gewesen?«

»Sehr, sehr,« erwiederte meine Frau, ihren Kopf abwendend, denn für einen Augenblick konnte sie weder der Mutter noch dem Sohne in das Gesicht sehen. Mistreß Elliot errieth die Gefühle meiner Frau, und ergriff freundlich ihre Hand.

»Sagte er auch seine Gebete? — Du hast das doch nicht vergessen, Heinrich?« — Das Kind lispelte: »Nein, Mama!« — »Gott segne Dich!« rief die Mutter in leisem Ton, ihre Augen schließend, »er wird Dich nicht verlassen, noch Deine Aeltern. Er speiset die jungen Raben, wenn sie nach Nahrung rufen!« — Sie hielt inne, und die Thränen zitterten durch ihre fast durch-

sichtigen Augenlieder. Meine Frau, die mit der größten Mühe ihre Gefühle zurückgedrängt hatte, lehnte sich über die arme Leidende, drückte ihre Lippen auf ihre Stirn, und eilte schnell aus dem Zimmer, indem sie das Kind freundlich mit sich zog. — Als sie in das Sprechzimmer der Aufseherin getreten war, wo meine Frau sich einige Augenblicke niedersetzte, brach ihr kleiner Gefährte in Thränen aus, und schrie, als wolle ihm das Herz brechen. — Die Aufseherin bemühte sich, ihn zu beruhigen, aber vergebens. — »Ich hoffe, Madame,« — sagte sie zu meiner Frau, — »daß er bei seiner Mutter nicht so geschrieen hat? — Doktor — und Herr — sagen beide, sie dürfe durchaus nicht beunruhigt werden oder sie könnten nicht für die Folgen stehen.« —

In diesem Augenblick trat ich ein, indem ich Mistreß Elliot einen Besuch abstatten wollte, doch da ich hörte, wie sehr die letzte Zusammenkunft sie aufgeregt habe, so entfernte ich mich, meine Frau und den noch schluchzenden kleinen Elliot mit mir nehmend, und versprach, wo möglich am Abend wieder zu kommen. Ich fand, als ich zurückkehrte, daß der durch das erste Wiedersehen ihres Kindes seit ihrer Entbindung veranlaßte Eindruck keine nachtheiligen Folgen gehabt hatte. Sie zeigte sich sehr dankbar für die Sorgfalt, mit der wir uns seiner offenbar annähmen. — »Und wie ähnlich wird er seinem armen Vater!« — fügte sie hinzu. — »O, Doktor, wann kann ich ihn sehen? — Gönnen Sie uns eine Zusammenkunft — o wie sehne ich mich, ihn zu sehen! — Ich will nicht aufgeregt sein!« —

»In einigen Tagen, meine theure Madame!«

»Weshalb nicht Morgen? — O wenn Sie wüßten

wie wohlthuend mir ein Blick von ihm sein würde. — Er sieht doch nicht krank aus?« — fragte sie plötzlich.

»Er — er sieht vielmehr beunruhigt über Ihren Zustand aus, aber sonst ist er —«

»Lassen Sie mich selbst sehen — o bringen Sie ihn mit. — Ich gestehe, daß ich es nicht ertragen könnte, ihn allein zu sehen — aber in Ihrer Gegenwart. — O, versprechen Sie mir es — ich werde heut Nacht so ruhig schlafen, wenn Sie es mir zusagen.«

Ihre Blicke, ihre zärtlich flüsternde Stimme besiegten mich; — ich versprach, Herrn Elliot am folgenden Tage mitzubringen. Ich wünschte ihr gute Nacht.

»Vergessen Sie es auch nicht, Doktor!« — flüsterte sie, als ich gehen wollte.

»Gewiß nicht!« — sagte ich, und verließ das Zimmer, mein übereiltes Versprechen fast schon bereuend. Aber wer hätte ihr widerstehen können?

Welches Schicksal erwartete die arme Frau? — In dem Schooß des Luxus aufgewachsen, und gewohnt, jeden ihrer Wünsche erfüllt zu sehen, — welche Scene stand ihr bei der Rückkehr in ihre bescheidene Wohnung bevor, wo Hoffnungslosigkeit und Mangel ihrer warteten. Denn war es nicht so? Welches Wunder sollte sie vom Hungertode erretten? — Mit solchen traurigen Gedanken erfüllt, ging ich nach Hause, indem ich beschloß, alles Mögliche für sie aufzubieten, und ich und meine Frau gaben uns das Wort, daß die vierzig Pfund, die wir bereits unter unsern wohlwollenden Freunden für die Elliots gesammelt hatten, bis zu hundert vermehrt werden sollten, möchten wir auch noch so viel dazu beitragen müssen.

Sonnabend. — Ich stand im Begriff, einige frühe Besuche bei entfernten Patienten abzustatten, und es so

einzurichten, daß ich Herrn Elliot bei meiner Rückkehr mitnehmen könne — wie ich berechnete, gegen zwei Uhr, — um mein Versprechen gegen Mistreß Elliot zu erfüllen, als mein Bedienter mir eine Handvoll Briefe brachte, die eben mit der Pfennigpost angekommen waren. Ich wollte sie alle in meine Tasche stecken und in dem Wagen lesen, als mein Blick auf einen fiel, der viel größer als die übrigen, mit einem schwarzen Siegel versehen, und dessen Adresse von Elliots Handschrift war. Ich setzte mich gleich wieder hin, und die andern Briefe in meine Tasche steckend, erbrach ich das Siegel mit einiger Besorgniß, die sehr vermehrt wurde, als vier Briefe aus dem Couvert fielen, alle schwarz versiegelt und die respektiven Adressen in Elliots Handschrift lauteten: »An Jakob Hillary Esq.« — An Mistreß Elliot« — »An Henry Elliot« — und »An Doktor« — (an mich selbst). Ich saß einige Minuten mit diesen schrecklichen Dokumenten vor mir, indem ich kaum wagte, Athem zu holen, oder mich meinen Gedanken zu überlassen, als meine Frau mit ihrem beständigen Begleiter, dem kleinen Elliot, eintrat, um wie gewöhnlich von mir Abschied zu nehmen, bevor ich meinen Berufsgeschäften nachging. Der Anblick von Henry Elliot, an den einer dieser verhängnißvollen Briefe gerichtet war, überwältigte mich. Als meine Frau meine Unruhe bemerkte, und nach dem Grunde fragen wollte, erhob ich mich, führte sie mit freundlicher Gewalt aus dem Zimmer, indem ich ihr sagte, ich hätte eben unangenehme Nachrichten über einen meiner Patienten erhalten — und verriegelte die Thür. — Mit zitternden Händen eröffnete ich den an mich adressirten Brief und las mit unbeschreiblichem Schrecken Folgendes:

»Wenn Sie diese Zeilen lesen, so liege ich in dem

tiefen Schlaf des Todes begraben. Alles wird vorüber sein und es ist ein Unglücklicher weniger auf der Erde.

»Gott, vor dessen Angesicht ich stehe, während Sie diesen Brief lesen, wird, wie ich hoffe, Gnade mit mir haben und mir verzeihen, daß ich ungerufen vor ihm erscheine. Amen! —

»Ich konnte nicht länger leben. Ich fühlte, daß Blindheit — der letzte Fluch — mir drohte — Blindheit und der Bettelstab! — Ich sah mein Weib dem tiefsten Unglück anheim fallen — nichts als Elend und Hungertod für sie und ihr Kind! —

»O, hat sie mich nicht mit einer edlen Liebe geliebt, und doch muß ich sie so verlassen! — Aber sie weiß, wie ich während meines Lebens ihre Liebe erwiederte, und sie wird sich später überzeugen, daß nur die Liebe mich zu meinem schrecklichen Schritt veranlassen konnte.

»Um meinetwillen hat sie das tiefste Elend erduldet. — Ich glaubte, indem ich mich mit ihr verband, daß ich die Drangsale, die uns bedrohten, überwinden, daß ich wenigstens mit Erfolg um das tägliche Brot arbeiten würde, aber Er hat es anders gefügt, und vergebens stand ich früh auf und arbeitete spät, um das Brot des Kummers zu essen.

»Weshalb verlasse ich das Leben? — Weil ich weiß, als habe mir es eine Stimme vom Himmel gesagt, daß mein Tod meine Marie und ihren Vater versöhnen wird. — Mich allein haßt er, und sie nur um meinetwillen. — Wenn ich nicht mehr lebe, so wird er ihr wieder seine Arme öffnen, und sie und mein Sohn werden glücklich sein!

»O mein Gott, daß ich nie wieder ihr Antlitz er-

blicken soll, bis — aber sie wird unser Kind sehen, und das wird sie neu beleben.

»Ich bitte Sie, wie in dem Namen eines Todten — es ist eine Stimme aus dem Grabe — ihr selbst diese Nachricht mitzutheilen, wann und wie Sie es für geeignet halten. Geben Sie ihr den einliegenden Brief und händigen Sie auch Herrn Hillary den für ihn bestimmten selbst ein. — Ich weiß, ich fühle, daß der Inhalt in sein Herz dringen wird, und er wird seiner Tochter und seinem Enkel seine Arme öffnen.

»Ich habe auch einige Zeilen an meinen Sohn geschrieben. — Ach, mein Kind, Dein Vater wird in Staub zerfallen sein, bevor Du verstehen kannst, was ich geschrieben habe. — Traure um Deinen unglücklichen Vater, aber — verläugne ihn nicht!

»Und Sie, Bester der Menschen, mein einziger Freund, leben Sie wohl! — Verzeihen Sie mir alle Unruhe, die ich Ihnen machte. — Gott belohne Sie! — Ich werde noch in meinen letzten Augenblicken an Sie denken! — Ich habe an Sie zuletzt geschrieben.

»Jetzt bin ich bereit! — Ich bin ruhig, — die Bitterkeit des Todes ist vorüber. — Leben Sie wohl! — Das Grab, die Finsterniß des Todes erfüllt meinen Geist, aber ich fühle keine Furcht. — Diese Nacht, bevor das Licht ausgebrannt ist — um Mitternacht — o Marie, o mein Sohn, werden wir uns je wieder sehen!

H. E.«

Ich durchlas diesen Brief ein halb Dutzend mal, denn jeder einzelne Satz verdrängte den vorigen aus meinem Gedächtniß. Dann nahm ich mechanisch den an seinen

Sohn adressirten Brief und öffnete ihn. Er enthielt eine große Locke von dem Haar seines Vaters und folgende Stelle aus dem Buch Tobias (Capitel 4, Vers 2, 3 und 4):

»Da ich nun gedenke, daß mein Gebet also erhöret ist, daß ich sterben werde, rufe ich meinen Sohn zu mir und spreche zu ihm:

Lieber Sohn, höre meine Worte und behalte sie fest in Deinem Herzen.

Wenn Gott wird meine Seele wegnehmen, so begrabe meinen Leib und ehre Deine Mutter all Dein Leben lang.

Denke daran, was sie für Gefahr ausgestanden hat, da sie Dich unter ihrem Herzen trug; und wenn sie gestorben ist, so begrabe sie neben mich.«

»So schreibt vor seinem Tode Dein Vater an Dich, seinen geliebten Sohn. Gedenke dessen,

Henry Elliot!«

Sobald ich mich etwas von meinem Schrecken erholt hatte, legte ich die Briefe zusammen, eilte schnell in meinen Wagen und fuhr, alle anderen Besuche verschiebend, nach der Wohnung des Herrn Elliot. Die Wirthin stand an der Thüre und sprach lebhaft mit einigen Personen.

»Wo ist Herr Elliot?« fragte ich, aus dem Wagen springend.

»Das möchten wir selbst gern wissen, Sir,« erwiederte die Frau ganz verstört. »Er muß gestern Abend spät ausgegangen sein, Sir, und ist seitdem nicht zurückgekehrt, denn als ich heute Morgen in das Zimmer trat, um sein Frühstück zu bringen, fand ich ihn nicht.«

»Bemerkten Sie gestern Abend etwas Besonderes an ihm?« fragte ich, indem ich die kleine Treppe hinaufgehen wollte.

»Ja, Sir, er sah sehr aufgeregt aus und gegen acht oder neun Uhr kam er oben an die Treppe und rief: »»Mistreß — hörten Sie das Geräusch? Sahen Sie etwas?«« Ich erwiederte, daß ich nichts gesehen oder gehört hätte; darauf ging er in sein Zimmer zurück, verschloß die Thür und ich sah ihn seitdem nicht wieder.«

Ich eilte nach seinem Zimmer. Ein Leuchter, dessen Licht ganz ausgebrannt war, stand auf dem kleinen Tisch, an welchem er gewöhnlich saß, und außerdem erblickte ich noch einige Federn, ein Dintefaß, schwarzen Siegellack, einen Bogen Papier und eine Bibel, die an der Stelle aufgeschlagen war, von wo er die an seinen Sohn gerichteten Worte abgeschrieben hatte. Das Zimmer war offenbar in demselben Zustande, wie dessen unglücklicher Bewohner es verlassen hatte.

Ich öffnete die Schublade des Tisches; sie war voll beschriebener und zerrissener Papierstücke. Ein halber Bogen war noch ganz voll unzusammenhängender seltsamer Ausdrücke, wie es schien, ein Theil eines Gebets, welches darlegte, wie schrecklich der Verstand des Schreibenden zerrüttet gewesen sein mußte. — Doch wo war der arme Elliot? Welche Todesart hatte er gewählt?

Anfangs beabsichtigte ich, seine Person zu beschreiben, und Abschriften davon in der Nachbarschaft zu vertheilen, doch ich beschloß endlich, das Erscheinen der Montagszeitungen abzuwarten, deren eine vielleicht Nachrichten enthalten konnte, die meine ferneren Schritte zu leiten geeignet sein möchten. — Wie sollte ich aber vor Mistreß Elliot erscheinen, und welchen Grund angeben, daß ihr Gatte mich nicht begleitete? — Ich beschloß, ihr eine schriftliche Entschuldigung unter dem Vorwande

dringender und unerwarteter Berufsgeschäfte zu schicken und meinen Besuch für den Sonntag oder Montag zuzusagen. Ich wollte nichts übereilen, denn ich hielt es für möglich, daß Elliot die in seinem Briefe an mich dargelegten schrecklichen Absichten nicht ausgeführt, sondern nur eine List beabsichtigt habe, um Herrn Hillary zu einer Aussöhnung zu bewegen. Diese Voraussetzung erfüllte so sehr meine erhitzte Einbildungskraft, daß ich alle Unwahrscheinlichkeiten, die sich ihr entgegenstellten, übersah. Aber ach, fast der erste Artikel, auf den ich stieß, als ich die Montagszeitungen durchlas, war folgender.

»Am Sonnabend gegen 8 Uhr Morgens entdeckten einige Arbeiter den Leichnam eines Mannes von anständigem Aeußern, dem Anschein nach 30 Jahr alt, der ohne einen Hut in dem New River schwamm. Er wurde sofort aus dem Wasser gezogen, doch das Leben schien bereits seit einigen Stunden erloschen zu sein. Man fand einige Briefe bei ihm; sie waren aber durch das Wasser so verlöscht, daß man die Identität seiner Person nicht daraus feststellen konnte. Der Körper liegt in dem Wirthshause zum rothen Bären, wo heute um 12 Uhr des Koroners Spruch erfolgen wird.«

Ich fuhr nach dem in dem Artikel erwähnten Ort, und kam eben an, als die Geschworenen sich versammelten. Um die Thüren stand eine große Volksmenge. Ich schickte meine Karte, und da ich sagen ließ, ich glaubte, eine wichtige Auskunft geben zu können, so wurde mir gestattet, die Leiche zu besichtigen, und man führte mich sogleich in das Zimmer, wo sie lag.

Ich wollte, Herr Hillary hätte mit mir eintreten und mir zur Seite stehen können, als ich schaudernd vortrat

und mich überzeugte, daß ich — sein Schlachtopfer erblickte! Der Körper lag in den nassen Kleidern, wie man ihn aus dem Wasser gezogen hatte. — Das triefende Haar, die weit geöffneten starren Augen, die wie im Todeskampf geballten Hände. —

Hier lag der Gatte von Mistreß Elliot, der Gegenstand ihrer unbesiegbaren Liebe. Dies war er, an den sie so zärtlich geschrieben hatte, als sie ihn verließ; Hier lag er, dem sie fast täglich durch mich Botschaften des Trostes übersendete! dies war er, dem sie mit frommem Vertrauen ihre baldige und glückliche Rückkehr zugesagt hatte. Dies war der Vater des schönen Knaben, der noch an jenem Morgen munter an meinem Tische saß; dieses — Unseliger! Ungeheuer! — dies ist der Körper dessen, den deine schändliche Anklage in das Gefängniß von Newgate brachte! dies ist er, der vor jenem Richter —.

Ich konnte den Anblick nicht länger ertragen und eilte aus dem Zimmer. — Nachdem ich ein Glas Wasser getrunken, gewann ich so viel Fassung, daß ich vor den Geschworenen erscheinen konnte, denen ich zwar um Mistreß Elliot und ihres Sohnes willen die Ursache verschwieg, welche die schreckliche That venanlaßte, jedoch mehrere Umstände mittheilte, die sie überzeugten, daß der Verstorbene sich in einem Anfall von Geistesverwirrung den Tod gegeben habe, und sie fällten demgemäß ihren Spruch.

Nachdem ich dafür gesorgt hatte, daß die Leiche sofort nach dem Hause gebracht wurde, in welchem Herr Elliot gewohnt hatte — der Scene so vieler Leiden, so tiefen und unverdienten Elends — besuchte ich meine Patienten, indem ich den Abend zur Erfüllung der feierlichen, der traurigen, durch den armen Elliot mir auferlegten Pflicht

bestimmte, seinen Brief Herrn Hillary einzuhändigen und ihm zugleich, so eindringlich ich es vermochte, die schrecklichen Folgen seines grausamen, seines tyrannischen, seines unnatürlichen Benehmens zu schildern. Wie flehte ich zu Gott, daß er mir Kraft gewähren möge, das Gewissen des alten Mannes zu erschüttern!

Wir ließen unser Essen an diesem Tage fast unberührt. Meine Frau und ich wechselten nur wenige und traurige Worte, unser munterer kleiner Gast war nicht gegenwärtig, um unser Stillschweigen nicht zu stören; denn unfähig, seine Anwesenheit zu ertragen, ließ ich ihn diesen Tag nicht hinunter kommen. Ich schrieb einige Zeilen an Mistreß Elliot, worin ich ihr mittheilte, daß ich eben Herrn Elliot gesehen habe, daß es aber uns beiden unmöglich sein würde, heute zu ihr zu kommen, indem ich hinzu fügte, ich würde gewiß den folgenden Tag kommen und — der Himmel verzeihe mir den Doppelsinn — wo möglich Herrn Elliot mitbringen, welches, wie ich fürchte, wegen des Zustandes seiner Augen zweifelhaft sei.

»Ich habe in meinem Beruf viele, sehr viele angreifende und schreckliche Scenen erlebt, aber nie ging ich einer mit mehr Besorgniß entgegen, als der mir jetzt bevorstehenden. Mich durch einige Gläser Wein stärkend legte ich den Brief des armen Elliot in mein Taschenbuch und fuhr nach — Square. — Ich erreichte das Haus gegen acht Uhr. — Mein Bedienter klopfte auf meinen Befehl heftig an die Thüre. — Der Portier öffnete sie.

»Ist Herr Hillary zu Hause?« fragte ich, mit dem Brief in der Hand aus dem Wagen springend.

»Er ist zu Hause, Sir,« erwiederte der Portier mit

verlegener Miene, »aber er — er — er empfängt Niemanden seit dem Tode seiner Gemahlin, Sir.«

»Geben Sie ihm meine Karte. Ich bin der Doktor. — Ich muß Herrn Hillary gleich sprechen.« —

Ich wartete einige Augenblicke auf dem Flur und wurde dann in ein Zimmer geführt, wo ich Miß Gubbley allein und in tiefer Trauer erblickte. Was ich von dieser Person gehört hatte, flößte mir die tiefste Verachtung gegen sie ein, auch waren auf ihrem Gesichte Gemeinheit, Bosheit und Hinterlist deutlich genug zu lesen.

»Entschuldigen Sie, Madame, ich wünsche nicht Sie, sondern Herrn Hillary zu sprechen,« sagte ich in entschiedenem Tone.

»Was giebt es, Doktor?« fragte sie, indem Aerger und Besorgniß sich in ihren Zügen ausdrückten.

»Ich habe Herrn Hillary etwas Wichtiges mitzutheilen — ich muß ihn sogleich sprechen.«

»Dies ist ein seltsames Benehmen, Sir,« sagte Miß Gubbley in trotzigem Tone, aber indem sie immer bleicher wurde. — »Haben Sie nicht schon —«

Ich stieß ohne Umstände das boshafte kleine Geschöpf bei Seite, öffnete die Flügelthür, und trat vor den Mann, den ich zu sprechen eben so sehr fürchtete als wünschte. Er saß auf dem Sopha in der Stellung und mit dem Ausdruck einer Person, die plötzlich aus dem Schlafe geweckt wird.

»Doktor!« rief er mit erstaunter und unwilliger Miene, »Ihr Diener, Doktor! — Was hat Alles dies zu bedeuten?« —

»Ich bitte um Entschuldigung, daß ich Sie belästige, Herr Hillary, besonders nach dem unangenehmen Auftritt, der unsere Bekanntschaft beendigte, aber — ich habe eine schreckliche Pflicht zu erfüllen,« indem ich auf

den Brief zeigte, den ich in der Hand hielt, und dessen schwarzes Siegel ich ihm zuwendete. Er erblickte es, schien betroffen und beunruhigt zu werden, und winkte mir mit einer Verbeugung, Platz zu nehmen.

»Entschuldigen Sie, Herr Hillary, aber wir müssen allein sein,« sagte ich, auf Miß Gubbley zeigend, die mir mit mißtrauischen und unverschämten Blicken gefolgt war und, hastig auf Herrn Hillary zutretend, sagte: »Dulden Sie dieses Benehmen nicht, Sir, es ist sehr unschicklich.«

»Wir müssen allein sein, Sir,« wiederholte ich ruhig und entschieden, »oder ich werde mich sogleich entfernen, was Sie nie aufhören würden zu bereuen, Sir!«

Herr Hillary schien in meinem Blick etwas Besonderes zu lesen; er winkte Miß Gubbley, sich zu entfernen, und sie that es widerstrebend. Ich näherte mich mit meinem Stuhl Herrn Hillary, der immer mehr beunruhigt zu werden schien.

»Wollen Sie diesen Brief lesen, Sir?« sagte ich, ihm denselben überreichend. Er nahm ihn an, blickte erst auf die Adresse, dann auf das Siegel und zuletzt auf mich.

»Kennen Sie diese Handschrift, Sir?« fragte ich.

Er stammelte eine verneinende Antwort.

»Sie sollten sie kennen, Sir — Sie müßten sie genau kennen.« — Er legte den Brief hin, suchte in seiner Westentasche nach der Brille, und nachdem er dieselbe mit zitternder Hand aufgesetzt, griff er wieder nach dem Brief, doch ich sah, daß er zu aufgeregt war, um ihn lesen zu können.

»Es scheint mir eine männliche Hand zu sein, Sir. — Von wem ist der Brief? Was ist vorgefallen? —

Was giebt es?« — rief er, indem er über seine Brille einen erschrockenen Blick auf mich warf.

»Ich habe heute Morgen einer Todtenschau beigewohnt, Sir!« — der Brief entfiel der zitternden Hand des Herrn Hillary, seine Lippen öffneten sich langsam.

»Die Person, welche diesen Brief schrieb, wurde am vergangenen Sonnabend ertrunken im Wasser gefunden,« fuhr ich fort, indem ich ihn fest anblickte, »heute sah ich die Leiche — auf Stroh in einem Wirthshause liegend. O, jene furchtbar starrenden Augen! jenes triefende Haar! jene krampfhaft geschlossenen Hände — Schrecken erfüllte meinen Geist, als ich dieses Alles erblickte — und an Sie dachte!« —

Seine Lippen bewegten sich, er stieß einige unverständliche Laute hervor, und sein plötzlich mit Schweißtropfen bedecktes Gesicht bot einen unheimlichen Anblick dar. Ich schwieg, und auch er sagte kein Wort, doch dicke Schweißtropfen rannen von seiner Stirn und fielen zu Boden. In dem gegenüberhängenden Spiegel, auf welchen mein Blick durch einen vorüberschwebenden Schatten gezogen wurde, sah ich Miß Gubbley, welche ohne Zweifel an der Thür gehorcht hatte, aber indem sie ihre aufgeregte Neugierde nicht länger bezwingen konnte, sich auf den Zehen in das Zimmer schlich, und von Schreck ergriffen, hinter meinem Stuhle stand. Ihre Gegenwart schien das Bewußtsein des Herrn Hillary zurückzurufen.

»Führen Sie sie fort! — fort! — fort!« murmelte er. — Ich führte sie, ohne Widerstreben von ihrer Seite, aus dem Zimmer und verriegelte beide Thüren, um vor ihrem nochmaligen Eindringen gesichert zu sein.

»Wollen Sie nicht den Brief lesen, Sir?« sagte ich

mit einem Seufzer, indem ich mich wieder setzte. — Seine Blicke hafteten fortwährend auf mir.

»Ich — ich — kann nicht, Sir!« stammelte er. — Es folgte eine lange Pause.

»Wäre sie nur — zu mir gekommen!« schluchzte er, »nur einmal — oder hätte sie nur — nach dem Tode ihrer Mutter — geschrieben,« und mit einem tiefen Seufzer beugte er sich vor, und fiel fast gegen mich.

»Sie kam zu Ihnen, Sir; sie kam den Tag nach dem Tode ihrer Mutter,« erwiederte ich.

»Nein, sie kam nicht,« entgegnete er, indem er mich fast zornig anblickte. — »Dann wurde ihr Besuch Ihnen verheimlicht, Sir! — Die Unglückliche! — Ich weiß, daß sie hier war.«

Er erhob sich langsam aus der gebeugten Stellung, in welche er die letzten Augenblicke geblieben war, ballte seine zitternden Hände und schüttelte sie drohend in ohnmächtiger Wuth.

»Wer — wer,« murmelte er, »wer wagte es — ich — ich will die Klingel ziehen — Alle sollen —«

»Würden Sie Ihre Tochter wirklich nicht zurückgewiesen haben, Sir, wenn Sie von ihrem Besuch gewußt hätten?« —

Seine Lippen bewegten sich, er bemühete sich vergebens, eine Antwort hervorzubringen, und schluchzte heftig, sein Gesicht mit den Händen bedeckend.

»Ich sehe, Herr Hillary,« sagte ich in etwas milderem Tone, »das die Gefühle eines Vaters noch nicht ganz in Ihnen erloschen sind,« — er brach in heftiges Weinen aus — »und ich hoffe, daß — daß Sie das Unrecht, welches Sie begingen, wieder gut machen werden! — Ihre arme, grausam verfolgte Tochter, Herr Hillary, ist nicht todt!« — Er stieß einen plötzlichen

scharfen Schrei aus, der mich erschreckte; er ergriff meine Hände, und sie zu den Lippen führend, küßte er sie in einer Art von Erstase.

»Sagen Sie mir — sagen Sie mir nur — daß Marie lebt!« —

»Ja, Sir, Ihre Tochter lebt — aber —«

Er fiel auf seine Kniee und schluchzte: »O Gott, ich danke Dir! — Wie danke ich dir!«

Ich wartete, bis die Aufregung, die meine Worte hervorriefen, sich etwas gelegt hatte, und half ihm seine Halsbinde, die ihm den Athem zu benehmen schien, ablegen.

»Wer,« stammelte er, »wer wurde denn ertrunken gefunden?« —

»Der arme unglückliche Elliot, Sir, der in einigen Tagen auf meine Kosten beerdigt werden wird.«

Er bedeckte sein Gesicht wieder mit den Händen und weinte bitterlich.

»Diesen Brief schrieb er an Sie, Sir, und er schickte mir ihn nur einige Stunden, wie es scheint, bevor er sich das Leben nahm. Er beauftragte mich, Ihnen das Schreiben selbst einzuhändigen.«

»O Herr, sei mir gnädig! vergieb mir meine Sünden!« stöhnte er, indem er wieder auf die Kniee sank und die Hände faltete. »Ich — ich bin sein Mörder — ich fühle es — ich weiß es!« —

»Soll ich Ihnen seine letzten Worte vorlesen, Sir?« fragte ich.

»Ja, aber — sie werden mich tödten!« —

Er sank erschöpft auf das Sopha zurück. Ich nahm den Brief, welcher seiner zitternden Hand entfallen und auf dem Boden liegen geblieben war, und nachdem ich ihn eröffnet, las ich mit bebender Stimme Folgendes:

»Um Ihrer armen Tochter willen, Sir, — die jetzt eine Waise, eine Bettlerin ist — geben Sie Ihre grausame und unversöhnliche Rache auf. — Ich weiß, daß ich die Ursache alles ihres Elends bin, aber ich habe meine Sünde schwer gebüßt, und wenn Sie dieses lesen, so bin ich nicht mehr unter den Lebenden.«

»Verzeihen Sie mir, Vater meines geliebten und unglücklichen Weibes! Verzeihen Sie mir, wie ich Ihnen in diesem feierlichen Augenblicke von ganzem Herzen alles Unrecht verzeihe, das Sie mir zugefügt haben können.«

»Lassen Sie meinen Tod laut an Ihr Herz klopfen, so daß es sich eröffne und meiner — Ihrer Marie und unserm unschuldigen Kleinen Liebe und Anhänglichkeit gewähre! Ich weiß, es wird geschehen! — Der Himmel sagt mir, daß mein Opfer angenommen wurde! — Ich sterbe in tiefem Gram, aber beruhigt in dem Glauben, daß für die Theuren, die ich hinterlasse, gesorgt sein wird. — Gott wende Ihr Herz zur Milde! — Leben Sie wohl! Dieses wünscht Ihr unglücklicher Schwiegersohn

Heinrich Elliot.«

Es währte lange, bevor meine Aufregung, die meine Augen umdunkelte und meine Stimme hemmte, mir gestattete, die Vorlesung dieses traurigen Briefes zu beendigen. Herr Hillary saß die ganze Zeit über in starrem Entsetzen.

»Der Galgen ist zu gut für mich!« brach er endlich aus. — »O, wie unverantwortlich habe ich gehandelt — ja, ich will Alles gestehen, es war Alles mein Werk — ich war es, der ihn in das Gefängniß brachte.« — Ich blickte ihn düster an, während er diese letzten Worte sprach.

»Ja ich sehe — ich sehe, Sie wissen Alles! — So kommen Sie denn, führen Sie mich fort! — fort mit mir nach Newgate. — Wohin Sie wollen. — Ich gestehe meine Schuld ein!« — Er wollte aufstehen, sank aber wieder auf seinen Sitz zurück.

»Aber — wo ist Marie?« stammelte er.

»Ach,« erwiederte ich, »sie weiß noch nicht, daß sie eine Wittwe, daß ihr Kind eine Waise ist! — Seit mehreren Tagen stand sie selbst an den Pforten des Todes und selbst jetzt ist ihr Schicksal mehr als zweifelhaft.«

»Wo ist sie? — o Gott, Gott! — sagen Sie mir es, lassen Sie mich wissen, wohin ich gehen und ihr zu Füßen fallen, sie um Verzeihung bitten muß.« —

»Sie ist in einem Hospital, Sir — in einem Wöchnerinnenhospital, wo sie erst vor einigen Tagen ein todtes Kind gebar, nachdem sie die ganze Zeit ihrer Schwangerschaft über Mangel und Elend erduldet hatte! Sie hat für ihr Kind, für ihren Gatten, für sich selbst bis zur Erschöpfung gearbeitet und doch kaum ihr tägliches Brot gewinnen können.« —

»In einem Hospital! — Meine Tochter in einem Hospital!« wiederholte Herr Hillary, seine Hand an die Stirn pressend und mich wild anstarrend.

»Ja, Sir, in einem Hospital! — Wohin konnte sie sonst gehen? — Gott sei gedankt, Sir, daß es für die Armen und Verlassenen solche Zufluchtsorte, solche Hülfsmittel giebt! — Sie begab sich dorthin, um dem Hungertode zu entgehen, und um das Brot nicht zu essen, daß kaum für ihren Gemahl und ihr Kind genügte. Ich habe sie ein Elend erdulden sehen, wodurch das Herz eines Teufels erweicht worden wäre! — Und, gerechter Gott! wie soll ich ihr mittheilen, was vorgefallen ist? Wie schaudre ich, wenn ich an die Pflicht denke, die ihr

verstorbener Gatte mir auferlegte! — Wie soll ich es anfangen? — Sagen Sie mir es, Herr Hillary, denn ich bin verwirrt — ich bin in Verzweiflung! — Wie soll ich ihr dies schreckliche Ereigniß mittheilen?« — Herr Hillary stöhnte. — »Ich bitte, sagen Sie mir, Sir,« fuhr ich im wirklichen Zorn fort, »was soll ich thun? Wie soll ich Ihrer unglücklichen Tochter morgen entgegentreten? — Sie konnte während ihrer Krankheit ihren Mann auch nicht einen Augenblick bei sich sehen. — Wie wird sie es ertragen, wenn sie hört, daß sie ihn nie wieder sehen soll? — Ich werde fast zum Mörder an ihr werden.«

»Sagen Sie ihr — sagen Sie ihr,« unterbrach er mich, »verheimlichen Sie den Tod und sagen Sie ihr zuerst, daß Alles vergeben ist, wenn sie meine Verzeihung annehmen und mir verzeihen will! Sagen Sie ihr — daß mein ganzes Vermögen ihr und ihrem Kinde angehört. Ich will ein neues Testament machen. Jeder Pfennig, den ich besitze, soll ihr und ihrem Kinde zufallen. Ich schwöre es bei Gott!« —

»Unglückliches Weib!« entgegnete ich in bitterem Ton, »kann Geld Dein gebrochenes Herz heilen?« ich hielt inne. »Sie mögen Ihre arme Tochter wieder in Ihr Haus aufnehmen, Herr Hillary, aber glauben Sie mir, ihr Herz wird in dem Grabe ihres Mannes liegen.«

»Doktor, Doktor, Sie tödten mich!« rief er, indem jeder seiner Züge mit den Qualen der Reue rang. — »Sagen Sie mir, was kann ich mehr thun? Dieses Haus, Alles, was ich besitze, ist ihr Eigenthum für ihr übriges Leben. — Sie mag mich auf die Straße werfen. — Ich will von Brot und Wasser leben, sie soll im Golde schwelgen! — Doch ach! wo ist sie? wo ist sie? Ich will gleich den Wagen hinschicken.« — Er

erhob sich, als beabsichtige er, die Klingel zu ziehen.

»Nein, nein, Herr Hillary, sie darf nicht beunruhigt werden! sie muß in ihrem jetzigen Aufenthalt unter dem Dach der Mildthätigkeit bleiben, wo sie demüthig und dankbar unter ihren leidenden Schwestern ruht.«

»Ich, ich will dem Hospital 1000 Pfd. geben. Ich will 2000 Pfd. geben, so wahr mir Gott helfe, und ich will es in dem Namen eines reuigen alten Sünders geben. O, ich will Alles thun, was ein unglücklicher Sünder thun kann. Aber ich muß meine Tochter sehen, ich muß ihre unschuldigen Lippen sagen hören, daß sie mir verzeiht.«

»Halten Sie ein, Sir,« sagte ich feierlich, »Sie wissen nicht, ob sie lebend das Hospital verlassen oder Ihre reuige Anerkennung erfahren wird, ob sie nicht stirbt, während ich ihr die Schreckensbotschaft mittheile.«

»Wie, weiß sie noch nichts davon?« rief er betroffen.

»Ich sagte es Ihnen schon vorhin, Sir.«

»Ach ja, Sie sagten es mir, aber ich vergaß es. O Gott, ich werde wahnsinnig!« Er erhob sich erschöpft von dem Sopha und schwankte einen Augenblick hin und her, aber seine Füße versagten ihm den Dienst, und er sank wieder auf seinen Sitz zurück, wo er mich mit leblosem Blick anstarrte, während ich fortfuhr:

»Es bleibt noch eine andere traurige Pflicht zu erfüllen. Ich denke, Sir, Sie sollten seine Leiche sehen.«

»Ich? die Leiche sehen?« der Schrecken verzerrte seine Züge. »Wollen Sie, daß ich todt neben ihr niederfalle, Sir? Ich die Leiche sehen? Sie würde bluten, wenn ich in das Zimmer träte, denn ich ermordete ihn! O Gott, verzeihe mir! O, verschone mich mit einem solchen Anblick!«

»Da es Sie so sehr beunruhigt, Sir, so mögen Sie

mit diesem Anblick verschont bleiben, aber Eins müssen Sie thun, Sir,« ich hielt inne, er blickte mich besorgt an, »Sie müssen Ihre Reue bezeugen, Sir, indem Sie seiner Leiche zum Grabe folgen.«

»Ich, ich kann es nicht! Erschrecken Sie mich nicht so, Doktor! Ich, ich sage Ihnen, ich müßte sterben, ich würde nicht lebend nach Hause zurückkehren! Aber wenn Sie wollen, so wird mein Wagen dem Leichenzuge folgen. Ich will heute Abend Anstalten zu einer feierlichen Beerdigung treffen, wie sie für meinen — meinen — Schwiegersohn — passend ist! Er soll in meinem Begräbnißgewölbe beigesetzt werden. Doch nein, das nicht, denn sonst,« er schauderte, »müßte ich neben ihm liegen! — Aber ich kann dem Begräbniß nicht beiwohnen! — Gott, wie würde man mich anstarren, mich verhöhnen, man würde mich aus dem Wagen reißen. — Nein,« er zitterte, »verschonen Sie mich auch damit! — Ich will jenen Tag in meinem Zimmer auf den Knieen zubringen, aber ich kann nicht, ich will nicht dem Begräbniß beiwohnen. Das Grabgeläute,« seine Stimme erstarb, »es würde mich tödten!«

»Noch Eins, Sir. — Sein kleiner Knabe —« meine Stimme zitterte, »ist in meinem Hause, vielleicht werden Sie sich weigern, ihn zu sehen, denn er gleicht sehr seinem unglücklichen Vater!« —

»O, bringen Sie ihn! bringen Sie ihn mir!« flüsterte er. »Wie will ich ihn lieben! was will ich nicht Alles für ihn thun! Aber wie wird sein ermordeter Vater mich immer aus seinen Augen anblicken! O, mein Gott, wohin soll ich gehen, was soll ich thun, um meinem Bewußtsein zu entfliehen? Ach, wäre ich mit meiner armen Frau gestorben und begraben worden, bevor ich Alles dieses vernahm.«

»Sie würden es dennoch in einem andern Dasein erfahren haben, Sir.«

»Ha, das ist's! Ich weiß es, ich weiß, was Sie meinen, und ich fühle, daß es wahr ist! Ja, ich werde verdammt werden für meine Handlungen! Wie kann ich Gnade und Verzeihung erwarten? O, wollen Sie ein Gebet mit mir lesen? Nein, ich will selbst beten; nein, ich wage es nicht, ich kann es nicht.«

»Beten Sie, Sir, und mögen Ihre Gebete erhört werden! Beten Sie auch, daß es mir gelingt, die schreckliche Botschaft Ihrer Tochter ohne Gefahr für ihren Zustand mitzutheilen, daß der unerwartete Schlag sie nicht tödte! Und endlich, Sir,« fügte ich hinzu, indem ich mich erhob und ihn mit so viel Feierlichkeit und Nachdruck anredete, als mir zu Gebot stand, »ich beschwöre Sie im Namen Gottes, keinen Versuch zu machen, Ihre Tochter zu sehen und nicht an sie zu schreiben, bis ich Ihnen fernere Nachrichten mittheile.«

Er versprach, meinen Anweisungen zu folgen, indem er mich flehentlich bat, seine Tochter am nächsten Tage zu besuchen und meine Hand mit so konvulsivischer Kraft ergriff, daß ich sie ihm nur mit Mühe entziehen konnte. Wie ich während unserer Zusammenkunft keine Silbe der Theilnahme gegen ihn ausgesprochen hatte, so verließ ich ihn kalt und ruhig, während er sich der Länge nach auf das Sopha warf, und ich hörte ohne Rührung seinen halb unterdrückten Ausruf: »Gott, Gott, was soll aus mir werden?«

Als ich in das hintere Zimmer trat, begegnete ich Miß Gubbley, die sehr bleich und aufgeregt umherging. Ich hatte jene kleine Schlange von dem Herzen gerissen, in das sie sich eingeschlichen, und ich fühlte, daß mein Zweck erreicht war. Ich sah ihre baldige Ent-

lassung vorher, und sie erfolgte wirklich, einen oder zwei Tage nach meinem Besuch bei Herrn Hillary.

Am nächsten Nachmittag fuhr ich nach der Wohnung, wo Elliots sterbliche Ueberreste lagen, um Anstalten zu einer schnellen Beerdigung zu treffen.

»O, hier ist der Doktor,« rief die Wirthin einem schwarz gekleideten Herrn zu, der mit zwei andern in ähnlichem Anzug sie eben verließ. »Diese Herrn, Sir, sind wegen des Begräbnisses des armen Elliot gekommen.« Ich bat sie in das Haus zurückzukehren. »Sie werden durch Herrn Hillary geschickt worden sein?« fragte ich.

»Ein Herr Hillary erzeigte mir die Ehre, mich rufen zu lassen, Sir,« erwiederte der höfliche Mann des Todes, mit einer tiefen Verbeugung, »und er sprach seinen Wunsch aus, Sir, daß keine Ausgaben erspart werden sollen, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erzeigen. Meine Leute haben eben den Körper gemessen, Sir, der hölzerne Sarg wird heut Abend hier sein, Sir, der bleierne morgen, und der äußere Sarg.«

»Herr Hillary hat meine Wünsche ganz verkannt, Sir. Nur ich habe für das Begräbniß des Verstorbenen zu sorgen.« Er verbeugte sich mit erstaunter und verlegener Miene.

»Es ist mein Wunsch und meine Absicht, Sir, daß das Begräbniß auf die möglichst einfache Weise Statt finden möge.«

»Aber, Sir, die Befehle des Herrn Hillary, entschuldigen Sie, waren so bestimmt.«

»Ich sage Ihnen nochmals, Sir, daß Herr Hillary nichts mit der Sache zu thun hat, auch werde ich seine Dazwischenkunft nicht gestatten. Wenn Sie meine Aufträge annehmen wollen, so werden Sie für einen ein-

fachen Sarg, für eine Trauerkutsche und nur für ein Grab auf dem Kirchhof sorgen, oder auch das Grabgewölbe des Herrn Hillary eröffnen und die Leiche dort beisetzen, wenn er es gestattet.«

»Ich glaube, Sir, es würde besser sein, wenn Sie sich dieserhalb an eine andere Person wenden,« sagte er, indem er seine beiden Begleiter bedeutsam anblickte, »ich bin nicht gewohnt — «

»Dann will ich Sie nicht weiter belästigen, Sir,« sagte ich, und er entfernte sich mit einer stolzen Verbeugung. »Nein, verachtet, verfolgt und verlassen war der arme Elliot während seines Lebens gewesen, ich wollte jede glänzende Thorheit von seinem Begräbniß entfernt halten! Ich wählte für ihn nicht das Gewölbe des Herrn Hillary, sondern ein Grab auf dem bescheidenen Kirchhof von —, damit der unglückliche Selbstmörder dort in 'reuiger Einsamkeit' schlummern könne.«

Er wurde beerdigt, wie ich es wünschte, Niemand wohnte dem Begräbniß bei, als ich, der Eigenthümer des Hauses, in welchem er zur Zeit seines Todes gewohnt hatte, und einer seiner früheren Bekannten, der bei seiner Verheirathung zugegen gewesen war. Ich hätte gewünscht, den kleinen Elliot mitzunehmen, um, so viel es möglich war, die rührenden letzten Ermahnungen seines Vaters zu erfüllen, aber meine Frau erklärte sich dagegen.

»Der arme Elliot,« sagte ich, als ich meinen letzten Blick in sein Grab warf, »er schläft jetzt sanft nach des Lebens Sorgen und Leiden! — Der Himmel verzeihe die rasche Handlung, die seine Tage zu einem vorzeitigen Schluß brachte, und Gott sei dem Sünder gnädig, der seinen Tod herbeiführte!«

Ich will dem Leser das düstere, abschreckende Bild

des Herrn Hillary nicht noch einmal vorführen. Sein hartes Herz unterlag wirklich dem Schlage, und die traurige Prophezeihung Elliots wurde in dieser Beziehung erfüllt. Die Vorsehung hatte beschlossen, daß die letzten Tage des unversöhnlichen und unnatürlichen Vaters durch Leiden bezeichnet werden sollten, die weder eine Unterbrechung noch Erleichterung gestatteten, da ihm die Vergangenheit keinen Trost und die Zukunft keine Hoffnung bringen konnte.

Und seine Tochter! — O, wir wollen den Schleier nicht heben, der die Unglückliche verhüllt!

Nie richtete sich der hohe und edle Geist von Maria Elliot wieder auf, denn ihr Herz war mit in das Grab ihres jungen Gatten, in das für ihn durch die grausamen Hände ihres Vaters bereitete Grab versenkt. Vergebens umgaben sie diese Hände von jetzt an mit allem Glanz und Luxus des Reichthums, sie vermochte nie ihr kaltes unverblendetes Auge von seinem Bilde abzuwenden, durch dessen Tod jener Glanz und Luxus erkauft worden war, und wen konnte sie in ihrem zu spät bereuenden Vater erblicken: als den Mörder ihres unglücklichen Gatten!

Viertes Kapitel.

Der Verführer.

Schöne und unschuldige Leserinnen! wie viele, viele Tausende von Euch werden diese Erzählung mit klopfendem, mit empörtem Herzen lesen! Bebt nicht vor den traurigen, aber wahren Begegnissen zurück, die ich Euch mittheile, sondern betrachtet sie, — wenn es nicht anmaßend gesprochen ist — etwa in dem Sinne, in welchem Ihr die traurige Geschichte Eva's und des Paradieses versteht, — unserer ersten Mutter, die aus Schwachheit auf die verführerische Schlange hörte und dafür schmachvoll aus ihrer herrlichen Heimath vertrieben, von ihrem hehren Stande herabgestoßen wurde und zahllose Uebel auf ihre unglücklichen Nachkommen brachte.

In der reinsten Absicht, — mein Gewissen giebt mir das Zeugniß — habe ich diese Erzählung niedergeschrieben, und empfehle sie nun nicht bloß Euch Leserinnen, sondern auch den Lesern, Lesern aus allen Klassen der Gesellschaft, vorzugsweise denen, welche sich in solchen Kreisen bewegen, in welchen die nachstehenden Ereignisse vorfielen. Es ist diese Erzählung die letzte Mittheilung aus dem Tagebuche eines Arztes, der hiemit Abschied nimmt, und könnte sein Auge unter Euch eine Unglückliche erblicken, deren Fuß bereits erhoben ist, um von dem Pfade der Ehre und der Tugend abzuweichen, so würde er bei diesem Abschiede rufen: »Hüte Dich!«

Mrs. St. Helen, eine junge, eine zärtliche und schöne Mutter, bemerkte an einem Junimorgen 18— eine schwache Röthe auf der Stirn ihres jungen Sohnes, ihres erstgeborenen und einzigen Kindes, erfuhr von der Wärterin, daß dasselbe in der Nacht ziemlich unruhig gewesen sei, und überredete sich selbst und ihren Gatten, daß die Sache so ernst sei, um sogleich ärztliche Hülfe von London nöthig zu machen. Der würdige Oberst ließ demnach um zehn Uhr anspannen, sprang, nachdem ihm seine Frau kaum eine Tasse Kaffee und ein Ei zu genießen gestattet hatte, in seinen Wagen und jagte so schnell davon, als es Mrs. St. Helen, die an der Hausthür stehen blieb, nur immer wünschen konnte. Obgleich die Entfernung fast 9 (engl.) Meilen betrug, erschien er doch bereits kurz nach elf Uhr vor meinem Hause und gleich darauf in meinem Zimmer, wo ich die Liste meiner Besuche für diesen Tag ordnete. Aus seiner eilfertigen Schilderung mußte ich schließen, sein kleiner Sohn und Erbe sei zum wenigsten der Gefahr ausgesetzt, das Scharlachfriesel oder die Masern zu bekommen, und er bat so ungestüm, daß ich, trotz dringenden Geschäften für den Vormittag, mit dem Obersten, der seine Pferde in der Stadt ließ, bis sie ausgeruhet haben würden, nach Densleigh Grange fuhr.

Die Familie des Obersten St. Helen verlangte meinen ärztlichen Beistand zum erstenmale, ja ich war noch nie in Densleigh Grange gewesen, obgleich ich Mrs. St. Helen vor ihrer Verheirathung genau gekannt hatte. Seit ihrer Verheirathung vor drei Jahren hatten wir einander nicht wieder gesehen. Als ich sie das letztemal sah, — eben in jener glücklichen Zeit — hielt ich sie für eine der liebenswürdigsten jungen Frauen, welche ein sterbliches Auge erblicken könne; ja, ich bin fest überzeugt,

daß ihr Aeußeres, wie ihr Benehmen das Reizendste war, was mir jemals begegnet ist. Als ich sie das erste Mal sah, war sie erst siebenzehn Jahre alt und trauerte tief; denn ihr Vater, Annesley, ein Geistlicher im westlichen England, war vor Kurzem gestorben und hatte sie der Sorge seines Bruders, des Grafen von Hetheringham, überlassen, dessen Familie ich öfters als Arzt besuchte. Ihre Mutter war ungefähr ein Jahr nach der Geburt dieses ihres ersten und einzigen Kindes gestorben, und ihr Vater hinterließ nichts als seine Tochter und — seine Schulden. Die erstere empfahl er, wie bereits erwähnt, seinem Bruder, der dieses Erbe nicht eben freundlich empfing. Er war ein stolzer, kalter Mann — Eigenschaften, in denen ihn seine Gattin noch übertraf — und dabei keineswegs reich, außer an Kindern, denn er hatte drei Söhne und fünf Töchter, die in ihrer schönen Cousine sogleich eine gefährliche Nebenbuhlerin um die Beachtung der Gesellschaft erkannten. Sie hatten Recht. Die Form ihrer Züge war des Ausdruckes von Sanftmuth, Geist und Verstand würdig, der aus ihnen sprach. Welche Leidenschaft strahlte allein aus ihren dunkelblauen Augen! Auch ihre Gestalt war anmuthig und besaß ganz den eigenthümlichen Reiz der Mädchen in jenem Knospenalter. Sie saß, als ich sie zum ersten Mal sah, an einem Tischchen von Rosenholz neben der Gräfin in dem Boudoir; die eine Hand, die eine Schreibfeder hielt, hing herunter, während die andere die Stirn stützte, von welcher die Finger das braune Haar wegdrückten; offenbar dachte sie über etwas nach, und mein plötzliches Eintreten durch die bereits offenstehende Thür störte sie darin. »Du brauchst nicht zu gehen,« sagte die Gräfin kalt, als sie sah, daß das Mädchen das kleine Pult schnell schließen wollte; »meine Nichte,

Miß Annesley, Herr Doktor!« Ich kannte die Gräfin, — ihren Charakter und ihre Umstände, recht gut; das reizende Mädchen, ihre Nichte, und sie mit fünf heirathsfähigen Töchtern! — Miß Annesley nahm, nachdem sie meinen Gruß erwiedert hatte, ihren Sitz und ihre Feder wieder. Ich konnte meine Blicke kaum von ihr abwenden. Wenn sie jetzt, trotz ihrer Trauerkleidung, so reizend und liebenswürdig aussieht, dachte ich, wie muß sie aussehen, wenn sie wieder in der Eleganz und den bunten Farben der Jugend erscheint! Ach, Gräfin, Sie dürfen wohl wegen Ihrer Töchter besorgt sein, wenn sie unter ihnen erscheint. »Sie sehen, Doktor,« fuhr die Gräfin fort, während jene Gedanken mir durch den Kopf gingen, »wir sind durch den Tod eines Bruders des Grafen, des Herrn Annesley, in Trauer versetzt worden.«

»Ich bedaure,« entgegnete ich mit einem theilnehmenden Blicke auf ihre Nichte, welche eine Hand über die Augen hielt, während in der andern die Feder zitterte. — »Das junge Mädchen ist Alles, was mein armer Schwager hinterlassen hat, und sie (setzte sie etwas leiser hinzu) gehört nun zu unserer kleinen Familie.« Der kaum verhüllte bittere Ton, in welchem sie das Wort klein aussprach, verletzte mich; auch die arme Miß Annesley hatte es, wie ich fürchtete, bemerkt, denn nachdem sie vergebens ihre Betroffenheit niederzukämpfen gesucht hatte, stand sie auf und ging schnell nach der Thüre zu.

»Du wirst Deine Cousinen in dem Gesellschaftszimmer finden, Liebe, geh' zu ihnen,« sagte die Gräfin, welche sich Mühe gab, einen liebevollen Ton anzunehmen. »Das arme Ding!« fuhr sie fort, sobald Miß Annesley die Thüre hinter sich zugemacht hatte und, wie mir schien, schnell die Treppe

hinaufging — wahrscheinlich, um in ihrem Zimmer allein zu weinen —, »ihr Vater ist erst seit etwa vierzehn Tagen todt, und ihr Schmerz ist also noch neu; — entsetzlich verschuldet, lieber Doktor, — bis über die Ohren! Sie können sich nicht denken, wie unangenehm das dem Grafen ist! Meine Nichte besitzt durchaus nichts, gar nichts. Wir mußten dem armen Dinge sogar die Trauerkleidung kaufen. Ich drang in dem Grafen, sie in unsere Familie aufzunehmen,« — eine Lüge, wie ich später erfuhr, denn sie hatte vielmehr den Grafen bestürmt, das Mädchen im Auslande in ein Kloster zu bringen, was er gern gethan hätte, wäre es ihm nicht um das Gerede der Leute gewesen. »Sie wird eine Gespielin meiner jüngern Tochter sein, obgleich sie jetzt ganz verbauert ist, — meinen Sie nicht?«

»Ich bitte um Entschuldigung, theure Frau Gräfin, sie kam mir außerordentlich elegant und schön vor,« antwortete ich taktlos genug.

»Sie ist allerdings recht hübsch, aber auch erst siebzehn Jahre alt, das arme Ding,« entgegnete die Gräfin, und gab dem Gespräche eine andere Wendung.

Ich konnte meine Theilnahme dem armen Mädchen nicht versagen, das so in dem ersten Schmerze über den Verlust des Vaters in eine Atmosphäre versetzt war, die nicht für dasselbe paßte, ja ihm schädlich war, — in eine Familie, welche die Arme nicht liebte, wohl gar fürchtete. Welches Leben schien ihr die Zukunft zu verheißen! Aber, dachte ich, der Kampf mag wohl peinlich, langedauernd kann er nicht sein. Lady Hetheringham kann ihre Nichte nicht ganz von der Gesellschaft ausschließen, und dort muß sie, sobald sie gesehen wird, siegen. Und so geschah es wirklich; denn in weniger als einem halben Jahre nach ihrer Ankunft bei ihrem Oheim ging

sie mit der Familie desselben in Gesellschaft, da ihre liebevollen und klugen Verwandten meinten, je eher sie die Waise los würden, um so besser sei es. Der Graf und die Gräfin befürchteten freilich bisweilen, ein Cousin ihrer Nichte, der älteste vielleicht, sei derselben mehr zugethan, als bloße Verwandtenliebe verlange. Sie wurde deshalb angewiesen, fleißig sich mit der Vollendung ihrer Bildung zu beschäftigen, worin sie bereits große Fortschritte gemacht hatte, so daß sie die Lehrmeister entbehren konnte, welche ihren Cousinen Unterrricht ertheilten. Miß Annesley besaß einen leicht erregbaren Charakter, einen edeln, vertrauungsvollen Sinn und sanguinisches Temperament. Sie fühlte sich in ihrem Elemente in der glänzenden Gesellschaft, in welcher sie jetzt erschien, oder in welcher sie vielmehr erscheinen mußte. Sie athmete hier freier, denn groß war der Kontrast, den sie gegen das kalte, gezwungene Wesen bei ihrem Oheim fand, wo sie es fühlte und fühlen mußte, daß sie eine Fremde sei, — daß ihre Tante und ihr Oheim Himmel und Erde bewegten, um sie loszuwerden. Manche bittere Stunde verbrachte sie allein, wenn sie darüber nachdachte und keinen Ausweg sah, als die Bemühungen ihrer herzlosen Verwandten zu unterstützen und sich von dem ersten Besten, der den Versuch machen wollte, aus ihrer Sklaverei befreien zu lassen. Dadurch setzte sie sich der Beschuldigung aus, ein gefallsüchtiges, leichtsinniges Mädchen zu sein, was nicht im entferntesten der Wunsch der armen Miß Annesley war und ihrem Gefühle sogar widerstrebte. Sie sah es, daß ihr Oheim und ihre Tante die Schritte eines Jeden unterstützen würden, der geneigt schien, um eine schöne aber arme Waise zu werben, und sie hätte sich wohl den Wünschen desselben leicht gefügt. Welches Leben wäre ihrem jetzigen trau-

rigen, abhängigen Zustande nicht vorzuziehen gewesen? Ach! welch' ein edles Herz wurde so mißachtet, gefährdet, wenn nicht geradezu verrathen von Denen, deren heilige Pflicht es war, deren Stolz und Freude es hätte sein sollen, dasselbe zu schirmen und zu lieben! Ein Mädchen von Miß Annesley's Jugend, Unerfahrenheit und feurigem Temperamente mußte trotz ihrem edeln reinen Sinne der höchsten Gefahr ausgesetzt werden, wenn man sie so zu Scenen trieb, wie sie in den modischen Kreisen der Hauptstadt vorkommen. Arme Emma! Kein Auge wachsamer Liebe folgte Dir in jenem blendenden Labyrinthe von Ausschweifung und Gefahr! — So sehr sich nun aber auch der Graf und die Gräfin von Hetheringham bemüheten, das liebenswürdige Mädchen los zu werden, so gelang es ihnen doch nicht. Zwei Saisons vergingen, und es fand sich keine Gelegenheit für ihre Nichte, obgleich sie von Allen bewundert wurde, die sie sahen, und ihre Cousinen gänzlich verdunkelte, — entweder wegen der unabläſſigen und nach allen Seiten verbreiteten, verläumderischen Nachrede, die über sie von ihren fünf Nebenbuhlerinnen ausging, oder wegen der kaum verheimlichten Abneigung und Kälte des Grafen und der Gräfin gegen sie, oder wegen ihrer Armuth. Viele, welche sie bewunderten und sich wohl um ihre Hand beworben haben würden, wurden durch die Besorgniß davon abgehalten, ein Mädchen von ihrer Familie, Schönheit und Bildung stehe viel zu hoch über ihnen, während Andere seufzten —

»seufzten und nach ihr herüberschielten,
und wieder seufzten und herüberschielten,«

und fürchteten, wenn sie dem Manne auch kein Vermögen zubringe, werde sie doch gewiß das *seinige* zu verthun wissen. Sie machte zahlreiche sogenannte Er-

oberungen, und mehrmals hieß es in den Zeitungen, »sie werde wahrscheinlich von Lord ..., Sir ..., dem ehrenwerthen Herrn ... an den Altar geführt werden. Dem Scheine nach hatte jedes dieser Gerüchte einigen Grund. Miß Annesley wurde von vielen jungen Herren umschwärmt, aber den meisten genügte es, wenn man in der vornehmen Welt Gerüchte der erwähnten Art erzählte. Der einzige von allen diesen Tändlern, der ihr selbst einiges Interesse einflößte, war der elegante und wohlbekannte Alverley, ein Mann, dessen liebenswürdiges Aeußere und ganzes Wesen sogleich alle anderen Bewerber von dem Gegenstande verdrängte, dem er seine Huldigungen darbrachte. Alverley war, wenn er wollte, unwiderstehlich. Er wußte den Mädchen, die er umflatterte, die Ueberzeugung einzuflößen, daß er sie leidenschaftlich liebe; er legte in sein ganzes Wesen und Benehmen eine Hingebung, eine Gluth, der wenige, sehr wenige Damen zu widerstehen vermochten, eine junge unerfahrene gewiß nie. Die arme Miß Annesley glaubte, dieser vielbeneidete Preis gehöre bereits ihr an; sie sei bestimmt, einen anmuthigen Gefangenen an ihren Triumphwagen zu führen, und er sei der tapfere Ritter, welcher sie aus ihrer Sklaverei befreien werde. Darin aber sollte sie sich täuschen; der ausgezeichnete Alverley zog sich mit einem Male unter die Schaar ihrer übrigen Bewunderer zurück, denn er hatte in einer vertraulichen Unterredung mit einer ihrer Cousinen bei einer Quadrille erfahren, daß es für ihn nicht wünschenswerth sei, seine uneigennützigen Bewerbungen hier fortzusetzen. Miß Annesley fühlte diesen Abfall schmerzlicher, als den irgend eines andern ihrer flüchtigen Anbeter. Ihr unerfahrenes Herz konnte es nicht begreifen, wie ganz unwürdig ein Mann, der so handeln

konnte, ihres Bedauerns sei. Seine anmuthige Persönlichkeit, seine schönen und ausdrucksvollen Züge, sein bezauberndes Benehmen ließ sich nicht leicht aus ihrem jungen Herzen verbannen, und ihr Kummer wurde wenig gelindert, wenn es auch ihren Stolz befriedigte, als ihr Alverley von verschiedenen Seiten her die Andeutung zukommen ließ, er sei von einem noch ungleich heftigern Schmerze darüber ergriffen, daß er durch Andere, von denen er ganz abhänge, genöthigt werde, seine liebsten Hoffnungen aufzugeben.

So geschah es, daß Miß Annesley und ihre herzlosen, selbstsüchtigen Verwandten zwei Saisons vorübergehen sahen, ohne daß sich eine Aussicht für sie zeigte, für immer von einander befreit zu werden. Das arme Mädchen nahm deshalb sehr gern die Einladung an, den Herbst von 18— bei einer entfernten Verwandten der Gräfin Hetheringham in einem entlegenen Theile Englands zuzubringen. Diese Dame war die Wittwe eines Generals, und hatte sich bei ihrem Aufenthalte in der Stadt der Miß Annesley angeschlossen, deren peinliche Stellung in des Grafen Familie ihr nicht entging und ihr Mitleid erregte. Aus Mitleid hatte sie das Mädchen zu sich eingeladen, und sie freute sich, dieselbe in den langweiligen Herbst- und Wintertagen bei sich zu haben.

Miß Annesley besaß außer ihrer Schönheit und Bildung auch ein warmes gefühlvolles Herz, und jeden Tag wurde die Freundschaft zwischen ihr und ihrer trefflichen Wirthin inniger. Diese sechs Monate waren die glücklichsten, welche Miß Annesley jemals gekannt hatte. Ehe sie nach der Stadt zurückkehrte, was sie fürchtete, erhielt sie einen sehr annehmlichen Antrag von einem Verwandten ihrer Wirthin, der mit seinem Regimente ganz in der Nähe im Quartier lag, von dem

Major St. Helen. Er war ein liebenswürdiger Mann von trefflicher Familie und in guten Umständen, bedeutende Aussichten ungerechnet. Seine, wenn auch nicht schönen Züge waren männlich und ausdrucksvoll, seine Figur hoch und gebieterisch, sein Benehmen einfach und offen, und seine Neigung aufrichtig. Seine Bewerbung wurde von Miß Annesley's freundlicher Wirthin unterstützt, und ehe sie in die Stadt zurückkehrte, hatte er ihr Jawort erhalten. Je mehr sie von ihm erfuhr und seinen Charakter kennen lernte, mit desto größerem Vertrauen gab sie sich ihm hin; sie gewann eine wahre Zuneigung für ihn, der sie mit wahrer Wärme und Innigkeit liebte. Nach etwa einem Jahre wurden sie verbunden; sie stand damals in ihrem zwanzigsten, er etwa im dreißigsten Jahre. Ich war bei dem Feste zugegen, und sah nie eine liebenswürdigere Braut; deutlich steht noch jetzt ihr Gesicht vor meinem geistigen Auge. Als der Oheim, der Graf von Hetheringham, dem man es ansah, daß ihm ein Dorn aus dem Auge war, sie hinunter an den Reisewagen führte, der das junge Paar fortbringen sollte, war ich einer der Letzten, der einen flüchtigen Segenswunsch dem zitternden und erröthenden Mädchen zuflüsterte. — Gnädiger Gott! hätte einer von uns in diesem Augenblicke den Schleier der Zukunft heben und voraussehen können, daß sie der Gegenstand dieser letzten schrecklichen Mittheilung aus meinem Tagebuche sein würde!

Etwa drei Jahre später wurde der kleine Patient geboren, den ich jetzt besuchen wollte. In diesem bedeutenden Zeitraume hatte ich sie fast ganz aus dem Gesichte verloren, denn der Major, später Oberst St. Helen, miethete nach einer einjährigen Reise auf dem Continente das schöne Landhaus, nach welchem wir jetzt so

eilig fuhren, und wo sein kleiner Sohn und Erbe geboren worden war. Hier lebten sie in glücklicher Zurückgezogenheit, und besuchten nur bisweilen, auf sehr kurze Zeit, die Hauptstadt, da Mrs. St. Helen keinen Verkehr mit Lord und Lady Hetheringham oder irgend einem Gliede der Familie haben wollte. Aus dem Gespräche während der Fahrt ergab es sich, daß ihre Liebe zu einander noch nicht abgenommen hatte und ihr Glück nur dadurch etwas getrübt wurde, daß er fürchtete, bald in das Ausland versetzt zu werden. Da wir noch etwa eine (englische) Meile von Densleigh entfernt waren, hörte, als wären wir darüber überein gekommen, unser Gespräch auf, und wir lehnten uns schweigend im Wagen zurück; — er ohne Zweifel mit der Besorgniß um seinen Sohn und dem wahrscheinlichen Zustande beschäftigt, in welchem er ihn finden würde; ich in Gedanken an vergangene Zeiten versunken. Ich war begierig, eine Dame wiederzusehen, an der ich früher so innigen Theil genommen hatte, und freute mich herzlich über ihr Glück, daß sie nicht nur den Gefahren entgangen war, welchen sie ausgesetzt gewesen, sondern auch eine so gute Verbindung geschlossen hatte.

»Himmel!« rief der Oberst mit einem Male, nachdem er in den letzten Minuten unaufhörlich durch den Kutschenschlag hinausgesehen hatte — »sehen Sie — da sind sie.« Sein scharfes Auge hatte zwei weibliche Gestalten an dem äußern Thore bemerkt, das auf die Landstraße ging. »Um Gottes Willen, fahr' zu, Kutscher!«

»Aengstigen Sie sich nicht, Oberst,« entgegnete ich, und setzte hinzu, als wir so nahe kamen, daß wir erkennen konnten, wie eine der Personen das Thor öffnete und auf uns zukam, »die eine kann Niemand anders als Mrs. St. Helen sein, und die andere ist ihre Magd,

welche den kleinen Patienten auf dem Arme hat, — gewiß. Ha! ha! Oberst, das sieht ganz so aus wie Scharlach oder Masern!«

»Sie haben allerdings Recht,« erwiederte der Oberst mit einem Seufzer, in dem er seine ganze Angst und Sorge von sich zu werfen schien; »das ist meine Frau, — und — das Kind; ich kann mich nicht irren; — aber was denken sie, sich herauszuwagen, bis wenigstens ...«

Obgleich es mir in diesem Augenblicke ziemlich verdrüßlich war, ohne Noth so weit gefahren zu sein, da in der Stadt so vieles Dringende auf mich wartete, so ergab ich mich doch bald und freute mich über die Gelegenheit, zu sehen, wie sich die schöne Miß Annesley als Mrs. St. Helen und — als Mutter ausnehme.

»Sie müssen den armen Pferden etwas zu fressen geben, ehe ich zurückfahren kann, Oberst,« sagte ich, »und ich bitte mir ein kleines Frühstück aus.« Dabei sah ich lächelnd nach der Uhr und nach den Pferden.

»Allerdings, nichts gewisser! Verzeihen Sie mir, lieber Doktor, daß ich so übereilt gehandelt habe. Aber Sie sind selbst Vater. Uebrigens ist meine Frau Schuld daran, und ich werde es ihr sagen, daß sie es übernehmen muß, uns zu entschuldigen und zu rechtfertigen, wenn wir Sie umsonst von London hierher bemühet haben. Ich habe es nie geglaubt, daß dem Kinde etwas fehle.«

»Ich versichere Sie, daß es mir weit lieber ist, Mrs. St. Helen gesund und wohl wiederzusehen, als sie in Folge der Krankheit ihres Kindes in Trauer zu finden, — also sprechen Sie nicht mehr davon.«

Als wir näher kamen, gab Mrs. St. Helen ihren Sonnenschirm schnell dem Mädchen, dem sie das Kind abgenommen hatte, und kam rasch dem Wagen entge-

gen. Einen Augenblick vergaß ich ganz den Zweck, um welchen ich gekommen war, als die frühere Emma Annesley, meinem Gefühle nach tausendmal liebenswürdiger, als ich sie je gesehen, dicht vor mir stand. Sie trug einen leichten Hut von durchsichtigem weißen Krepp; ihr Shawl, der sich verschoben hatte, als sie schnell das Kind auf ihren Arm nahm, hing in reizender Nachlässigkeit auf ihren Schultern, und zeigte ganz zu ihrem Vortheile eine vollaufgeblühete weibliche Gestalt, die junge Mutter im Stolz auf das schöne Kind, das sie auf dem Arme trug.

»Ach, Doktor ...,« begann sie mit derselben glockenhellen vollen Stimme, deren ich mich noch recht wohl erinnerte, indem sie mir beim Aussteigen eine Hand entgegenhielt, »es freut mich so, Sie wiederzusehen, — aber wirklich,« — und dabei sah sie ihren Mann an — »Arthur erschreckte mich wegen des Kindes so sehr, und ich bin eine ganz unerfahrene Mutter, — aber es ist wohl bei allen Vätern so — sie sind besorgt wegen solcher Kleinigkeiten...«

»Das ist wirklich spaßhaft, Emma,« fiel ihr der Oberst ins Wort, halb gereizt, halb lächelnd, während ich über Beide lachen mußte, — »ich war besorgt, — aber wer kam denn heute früh kaum halb angekleidet in mein Zimmer gestürzt...?«

»Arthur, sei nicht albern, — Du brauchst nicht...«

»Nun, ich vergebe Dir. Ja, ja, ich allein war Schuld, aber Gott sei Dank! da ist der junge Held so frisch und munter, als je in seinem Leben, .. möge dieser Tag oft, oft wiederkehren...«

»Es ist des Kindes erster Geburtstag heute, Doktor,« unterbrach ihn Mrs. St. Helen lächelnd.

Der Oberst nahm das Kind von den Armen der

Mutter und küßte es herzlich. »Aber wie können wir uns bei dem Doktor entschuldigen, Emma...?«

»Erwähnen Sie keine Silbe mehr davon! Es freut mich herzlich, zu Ihnen gekommen zu sein, um so mehr da der Grund nicht mehr besteht, um dessentwillen ich herbeschieden wurde. — Meine theure Mrs. St. Helen, wie freue ich mich, Sie zu sehen,« fuhr ich fort, als sie meinen Arm nahm, während der Oberst mit dem Kinde vorausging, das nach seiner Wärterin zu verlangen schien. »Ich habe oft an Sie gedacht und mich gewundert, wo Sie sich wohl verborgen haben möchten. Aber ehe wir von der Vergangenheit sprechen, sagen Sie mir, was Sie an dem lieben Kleinen beunruhigte.«

»Ach — es ist gewiß meine Schuld allein, — ich war recht kindisch; aber wir lieben das Kind so sehr und erschrecken über das Geringste. Es ist so schön, daß wir es zu verlieren fürchten; es ist zu gut — wir würden zu glücklich sein — —«

»So sprechen alle Mütter, Mrs. St. Helen, aber ich möchte wissen, ob wir auch Recht thun, wenn wir alle Besorgniß aufgeben...«

»Ich schäme mich meines Benehmens! Es war nichts als ein kleiner rother Fleck auf der Stirn, der gewiß nur von dem Drucke des Kissens herrührte, und er verschwand ganz, ehe der Oberst noch eine halbe Stunde fort war. Die Wärterin sagte es mir erst später, und wir hatten Niemanden da, der dem Obersten hätte nachreiten können.« Ich lachte von Herzen über das allerliebste einfältige Gesicht, das sie machte, während sie gestand, was sie geängstiget hatte. Sie fing wieder ihre Entschuldigungen an, und ich entgegnete:

»Bah, liebe Mrs. St. Helen, so etwas ist mir mehr als hundert Mal vorgekommen, aber ich habe den Zeit-

verlust nie weniger bedauert als heute. Unsere Fahrt war sehr angenehm, und dann habe ich Sie so wohl und so glücklich gefunden, — Sie können es mir nicht glauben, wie sehr mich dies erfreut. Wie sehr sticht Ihr jetziges Leben von dem ab, das Sie bei dem Grafen von Hetheringham führten, — Sie müssen sehr glücklich sein.«

»Das bin ich wirklich. Ich wußte nicht, was eigentlich Glück sei, bis ich den Oberst St. Helen kennen lernte. Es ist noch keine Uneinigkeit zwischen uns vorgekommen. Er liebt sogar den Boden...« Sie hielt inne, senkte das Köpfchen und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

»Er sieht ganz aus wie ein Soldat,« sagte ich, während meine Blicke auf seiner hohen geraden Gestalt ruheten.

»Ach ja, und er ist es auch, aber dabei einfach und so unverdorben wie das Kind, das er trägt. Sie würden kaum glauben, daß es derselbe Mann sei, wenn Sie ihn zu Hause und dann an der Spitze seines Regimentes sehen. Und er ist so tapfer...« — ihr schönes von glühender Röthe übergossenes Gesicht wendete sich mir zu. — »Wissen Sie, er hat drei Gefechte mitgemacht, und ich habe von mehreren Offizieren gehört, daß er der muthigste und furchtloseste Mann ist...«

»Sie denken an die schönen Verse, Mrs. St. Helen:

Des Kriegers Herz, berührt von mir,
Wird weich, beweglich, mild und sanft,
Gleich seinem Federbusch, der hoch im Feld
Des Todes starrt, doch vor dem Hauche bebt. *)

Ihre Augen, die unverwandt auf mich gerichtet waren, füllten sich bei den letzten Worten mit Thränen, und sie

*) Lallah Rookh.

entgegnete nichts. »Wo steht das?« fragte sie endlich, aber aus Scham über ihre noch immer nicht überwältigte Aufregung wendete sie das Gesicht ab, ohne weiter zu sprechen. Unterdeß kam ihr kleiner Hund herbeigesprungen und gab ihren Gedanken eine andere Richtung.

»Wie lächerlich!« rief sie halb lachend, halb weinend, indem sie auf ein hellblaues Band am Halse des Hundes wies, der lustig um sie herumsprang und sich auf dem Grase wälzte, als wisse er nicht, was er mit seinem schönen Halsbande beginnen solle. »Sehen Sie, Doktor, da heute des Kindes erster Geburtstag ist, so hatte sich mein Mädchen vorgenommen, daß selbst der Hund, — weg, Fan! Garstiges Thier — lauf deinem kleinen Herrn nach« — Fan sprang fort und ließ uns wieder allein.

»Wann hörten Sie etwas von Hetheringhams?«

»Erst vor wenigen Tagen,« antwortete sie schnell. »Was sagen Sie dazu? lasen Sie die Entführung in den Zeitungen? — die mit so vielen Sternchen und Anfangsbuchstaben?«

»Ich entsinne mich; auf wen bezog sie sich?«

»Auf meine schöne stolze Cousine, Anna Sedley, und den jüngsten Offizier in Arthurs Regimente. Wer hätte das gedacht! Sie war immer am unfreundlichsten gegen mich, aber jetzt thut sie mir doch leid. Aus einer Entführung kann nichts Gutes entstehen, und wie sie leben wollen, begreife ich nicht, denn sie besitzt so wenig als er.«

Sie sehen den Grafen, die Gräfin und Ihre Cousine jetzt wohl selten?«

»Wir haben einander seit meiner Verheirathung kaum ein Mal gesehen. Wir sehnen uns auch nicht nach ihnen. Arthur kann die Familie nicht leiden, denn ich mußte ihm erzählen, wie sie mich behandelt haben; außerdem sehen wir auch nur wenig Gesellschaft, wünschen es aber

so, da wir einander noch nicht überdrüssig sind und zu Hause genug zu schaffen haben. Nur etwas betrübt uns, nämlich daß der Oberst Befehl erhalten, zu seinem Regimente zu gehen, um mit demselben in eine ferne Kolonie versetzt zu werden. Wir zittern bei dem Gedanken daran, wenigstens ich, besonders wenn es vor dem November geschehen sollte,« setzte sie hoch erröthend hinzu. Ich errieth es, daß sie bis dahin zum zweiten Male Mutter zu werden hoffte, und sagte es ihr. »Was sollte ich in dieser Lage thun, ganz allein hier, fern, vielleicht auf immer von meinem Manne getrennt?« fragte sie mit bebender Stimme. »Ich versichere Sie, das betrübt mich oft sehr; — doch da kommt er selbst.«

»Ei, Emma! Wie ernst! In Thränen? Thut Dir es so leid, daß wir keinen Patienten für den Doktor haben?«

»Wir haben von früheren Zeiten gesprochen, lieber Arthur, und ich sagte ihm dann, wie glücklich wir hier in unserer Einsamkeit sind.«

»Nun, dem Doktor wird es nicht schlechter in Densleigh gefallen, wenn wir erst ein kleines Frühstück eingenommen haben,« bemerkte der Oberst schnell, da er sah, daß seine Gattin ihre Bewegung noch nicht zu unterdrücken vermochte.

»Ich bin in wenigen Minuten wieder bei Ihnen,« fiel Mrs. St. Helen ein, indem sie uns verließ.

»Aha,« sagte der Oberst, während er mich in das Zimmer führte, wo das Frühstück bereits uns erwartete, »sie wird nach dem kleinen St. Helen sehen, und dann kommt sie unter einer Viertelstunde nicht zurück. Er darf keinen Bissen genießen, wenn sie es nicht sieht. Wir wollen nicht warten, Doktor,« und wir setzten uns, denn ich hatte wirklich nicht viel Zeit zu verlieren. Densleigh war ein herrlicher Ort, sehr glücklich gelegen und

mit viel Geschmack und Eleganz eingerichtet. Das Zimmer, in welchem wir saßen, ging auf einen grünen Platz, der sich nach einem reizenden Flüßchen hinabsenkte, und hatte eine weite schöne Aussicht, welche Mrs. St. Helen vor kurzem erst in einer sehr hübschen Skizze aufgenommen hatte, die über mir hing.

»Sie müssen uns einmal besuchen und das Portefeuille meiner Frau sehen, Doktor, — sie zeichnet wirklich sehr schön. Ich will zusehen, ob wir das Bild erblicken können, das sie neulich vollendet hat, — das Portrait unsers kleinen Arthur, zum Sprechen ähnlich.«

Jetzt erschien Mrs. St. Helen; das Kind hatte es sich recht wohl schmecken lassen, die Mutter war sehr heiter und ich überredete sie, ein Glas Wein mit mir zu trinken, wenn ich sie auch nicht bewegen konnte, mir den Schatz zu zeigen, von dem der Oberst eben gesprochen hatte. Sie sprach sich sehr ungünstig über ihre Malerei aus; aber alle Künstlerinnen machen es so, und ich drang also nicht weiter in sie. Ich verbrachte eine glückliche Stunde in Densleigh und dachte, wo das Glück wohl zu finden sei, wenn nicht hier! Ich durfte nicht aufbrechen, bis ich versprochen hatte, sie jedesmal zu besuchen, wenn ich in ihre Nähe käme. Sie begleiteten mich an die Thür, wo mein Wagen wartete und wo auch der kleine Phaeton der Mrs. St. Helen mit zwei schönen kleinen Grauen stand, die ebenfalls mit himmelblauen Bändern geschmückt waren. Der kleine St. Helen mit der Wärterin saß bereits darin und ich sah, daß Mrs. St. Helen mit demselben ausfahren wollte. Sie sind eine glückliche Frau, dachte ich und fuhr fort, Sie müssen dem Himmel für Ihr Schicksal danken, mögen Sie noch lange der Stolz Ihres Mannes und die Mutter eines Heldengeschlechtes sein!

Ungefähr nach sechs Monaten las ich in den Zeitungen: »Am 2ten d. M. wurde in Densleigh Grange die Gattin des Obersten St. Helen von einem Sohn entbunden.« Ich erkundigte mich und erfuhr, daß Mutter und Kind wohl seien, obgleich das, was Mrs. St. Helen so sehr gefürchtet und was sie zum voraus so sehr betrübt hatte, geschehen, nämlich der Oberst nach dem Auslande beordert war. Sie hatte ihn fast überredet, seinen Abschied zu nehmen und seine Freunde mußten Alles aufbieten, um ihn von diesem Entschlusse abzubringen. Sein Bestimmungsort war Indien, und mit schwerem Herzen nahm er, sechs Wochen vor ihrer Entbindung, Abschied von ihr, denn er fühlte, daß dies wahrscheinlich auf immer sei. Er konnte sich gar nicht trennen, zweimal kam er wieder unerwartet nach Densleigh zurück, nachdem er schon den letzten Abschied genommen. Bei dem letzten Male bestand sie darauf, ihn nach London zu begleiten und seine Einschiffung zu sehen. Als dies geschehen war, kehrte sie nach Densleigh zurück und gab sich eine Zeitlang dem heftigsten Schmerze hin. Mrs. Ogilvie, die Schwester des Obersten, welche bei Emma's Umständen Nachtheil von diesem großen Kummer fürchtete, reisete deshalb nach Densleigh und nahm Mrs. Helen mit in die Stadt, da sie hoffte, diese Ortsveränderung und das Leben in London würden die Arme zerstreuen. Nach einem kurzen Aufenthalte in der Hauptstadt vermochte sie Mrs. Ogilvie, mit ihr nach Horse-Guards zu fahren und dort zu versuchen, ob sie etwas über die Dauer der Abwesenheit ihres Mannes und über die Art des Dienstes erfahren könne, zu dem er bestimmt sei. Zitternd gab sie dort einem Diener eine Karte mit ihrem Namen und dem Wunsche, der sie hergeführt habe. »Seine Königliche Hoheit werde Sie in wenigen Augen-

blicken rufen lassen« sagte der Bediente, als er zurückkam. Wirklich erschien bald darauf ein Offizier in glänzender Uniform an dem Wagen, der Adjutant des Oberbefehlshabers und, wie Mrs. St. Helen erkannte, Kapitän Alverley. Für sie war dies eine sehr unerwartete Begegnung, und auch er schien etwas verlegen zu sein.

»Seine Königliche Hoheit haben mir aufgetragen, Ihnen zu sagen,« begann er mit einer höflichen Verbeugung, »er bedaure, Sie nicht empfangen zu können, da er gerade sehr wichtige Geschäfte hat. Als Antwort auf Ihre Frage soll ich Ihnen melden, daß die Abwesenheit des Obersten St. Helen wahrscheinlich nicht über drei Jahre dauern werde.« Während er noch sprach, verbeugte sich Mrs. St. Helen, die ihrer Bewegung nicht mehr gewachsen war, befahl dem Kutscher fortzufahren und sank erschöpft auf ihren Sitz zurück.

»Emma! Emma! Was bedeutet das?« rief Mrs. Ogilvie in großer Unzufriedenheit; »ich sah nie solche Unhöflichkeit. Er hat alle Ursache erstaunt zu sein. Dort steht er noch wie vom Donner gerührt, bestürzt über Ihr sonderbares Benehmen.«

»Ich, ich kann mir nicht helfen,« flüsterte Mrs. St. Helen, »ich glaubte, ich würde in Ohnmacht fallen. Er erinnerte mich so an Arthur und — bemerkten Sie es nicht?« fuhr sie schluchzend fort, »von seinem Dienste sagte er gar nichts. Ach, ich werde ihn gewiß nicht wiedersehen! Wäre ich doch nicht hieher gefahren, so hätte ich doch noch hoffen können.« Eine lange Spazierfahrt in dem freundlichsten Theile der Vorstadt beruhigte sie zwar wieder etwas, aber ihr Schweigen und ihre Zerstreutheit verrieth, daß ihre Gedanken noch immer bei dem waren, was sie gesehen und gehört hatte.

Der Kapitän Alverley stand allerdings wie vom Don-

ner getroffen so lange da, bis er den Wagen nicht mehr sah. Hätte ich ihn damals gesehen und seinen Charakter so gekannt, wie ich ihn jetzt kenne, so würde ich an Montgomery's lebendige Schilderung der giftigen Schlange gedacht haben: »schrecklich schön lag die Schlange da, zusammengerollt wie ein Reif von Gold und Juwelen für die Stirn eines Tyrannen; dann schoß sie hin gerade aus wie ein Pfeil, der von der Sehne schwirrt!« *) — oder er wäre mir vielleicht vorgekommen wie die Klapperschlange, die auf einen Augenblick durch das plötzliche Erscheinen ihres schönen Opfers gleichsam betäubt wird. Nein; der verderbliche Sprung war noch nicht geschehen, und der Zauber jenes todtbringenden Auges von dem Opfer noch nicht gefühlt.

Der Oberst St. Helen mußte fast unmittelbar nach seiner Ankunft in Indien in Thätigkeit treten, und etwa ein Jahr nach seiner Abreise von England wurde sein Name in der Hofzeitung ehrenvoll bei einem Gefechte in dem Mahrattenkriege erwähnt. Ich konnte es diesen Tag leicht möglich machen, Mrs. St. Helen aufzusuchen, und so, wie ich glaubte, vielleicht der Erste sein, der ihr die Zeitung zeigte; ich traf also meine Einrichtung darnach; steckte das Zeitungsblatt zu mir und fuhr nach Densleigh zu, da ich einen Patienten in der Nähe hatte. Ich ließ meinen Wagen auf der Straße stehen und ging in der Allee nach dem Hause hin. Meine Tritte auf dem weichen glatten Rasen waren so geräuschlos, daß meine Ankunft von Niemand in dem Zimmer bemerkt wurde, in welchem wir bei der erwähnten Gelegenheit gefrühstückt hatten, und wo sich jetzt Mrs. St. Helen mit ihrem

*) Montgomery's Pelican-Insel.

kleinen Sohne Arthur befand. Der Letzte spielte den Soldaten, denn er hatte eine Feder auf seine Mütze gesteckt und trug an einem breiten rothen Bande um den Leib einen Degen. Vor sich hatte er eine Trommel, und nach den harmonischen Tönen derselben marschirte er stolz in dem Zimmer umher, während seine Mutter das schöne Antlitz nach ihm hinwendete nnd auf dem Piano spielte: »Sieh, der siegreiche Held kommt!« Als sie mich erblickte, erschrak sie ein wenig, aber schnell winkte sie mir, das Manöver des Kleinen nicht zu stören, und ich trat deshalb bei Seite. »Was macht Dein tapferer Vater, Arthur?« fragte sie, indem sie aufhörte zu spielen. Er blieb stehen, ließ die Trommelstöcke fallen, zog mit ziemlicher Anstrengung den kleinen Degen aus der Scheide, hieb ein Paarmal nach einem eingebildeten Feinde und steckte den Degen wieder ein. Dann marschierte er stolz hinter seiner Mutter vorbei, diese aber stand auf, drückte den kleinen Soldaten an ihr Herz und erstickte ihn fast mit ihren Küssen.

»Bitte, treten Sie ein, Doktor,« sagte sie, nachdem sie das Kind wieder niedergelassen hatte, und während sie auf mich zukam, »verzeihen Sie die Schwachheit einer armen verlassenen Mutter.«

»Sie haben also bereits gehört?«

»Was gehört?« fragte sie rasch und wechselte die Farbe. Ich nahm das Zeitungsblatt aus der Tasche, »Ach, kommen Sie, kommen Sie, lassen Sie uns Platz nehmen, mir — mir wird so sonderbar,« — und ihre Blicke hefteten sich auf das Papier in meiner Hand. Wir setzten uns auf das Sopha, und sobald sie sich etwas wieder beruhigt hatte, las ich ihr, — die athemlos mir zuhörte, — die höchst schmeichelhaften Worte vor, mit welchen die Depesche das Benehmen des Obersten

St. Helen in einer blutigen Schlacht erwähnte, und setzte zur Beruhigung hinzu, daß sein Name in dem Verzeichniß der Gebliebenen und Verwundeten nicht vorkomme. »Ach mein lieber, tapferer Arthur!« flüsterte sie vor sich hin, während ihr die Thränen in die Augen traten; »ich wußte es, daß er sich auszeichnen würde. Ob er wohl auch an uns dachte, Arthur, auf dem Schlachtfelde?« — setzte sie hinzu, hob dann ihren Sohn empor, der neben ihr stand, die Hände in ihren Schooß gelegt hatte und sie bedächtig ansah. Ein Thränenstrom milderte ihre Aufregung. In ihrer großen Freude küßte sie das Zeitungsblatt und dankte mir innig, daß ich ihr dasselbe gebracht habe. Darauf klingelte sie und rief nach dem Bedienten, der sogleich erschien.

»Sind die Leute bei Tische?« fragte sie. Er verbeugte sich. »So gieb ihnen zwei Flaschen Wein, die sie auf die Gesundheit ihres Herrn austrinken mögen, denn —«

Sie konnte nicht weiter sprechen, und ich setzte deshalb hinzu: — »der Oberst St. Helen hat einer ruhmreichen Schlacht beigewohnt und sich sehr ausgezeichnet.«

»Ja, die will ich holen, Madame, — Sir, das will ich;« antwortete der ungeduldige Diener sogleich; »ja, wir wollen die Gesundheit unseres Herrn trinken, Madame, — seine beste Gesundheit, und die Ihrige, Madame, und die Gesundheit des jungen Herrn. Es konnte nicht anders sein. Ist der Herr verwundet, Sir?«

»Nicht im mindesten, wie ich glaube,« entgegnete ich.

»Herr des Himmels!« rief er und schnappte unwillkürlich mit den Fingern, — »schon der Gedanke, Madame, — wie müssen Sie sich freuen, Madame, — und der junge Herr auch, Madame, — aber wie konnte es anders sein, Madame?«

»Ich danke Dir, Bonnet. Macht Euch einen vergnügten Tag, denn ich bin glücklich,« antwortete Mrs. St. Helen, so gut als es ihre Aufregung gestattete, und der Bediente ging wieder. Die arme Mrs. St. Helen fragte noch hundert Fragen, die ich aber eben so wenig beantworten konnte, als sie selbst. Als ich an dem offenen Fenster, das auf die Allee sah, einen Augenblick die Landschaft vor mir bewunderte, erblickte ich mit einem Male einen Kavallerie-Officier mit einem Reitknechte, die Beide nach Densleigh zu kamen.

»Wer kann dies sein, Mrs. St. Helen?« fragte ich, indem ich sie aufmerksam machte, als sie von dem Sopha aufstand.

»Wer, Doktor? Wo?« fragte sie rasch.

»Ein Offizier, aber nicht in Dienstuniform, der offenbar hierher kommt; er bringt Ihnen wahrscheinlich officielle Nachrichten.« In diesem Augenblicke war der Offizier bei einer Biegung des Weges wieder auf einen Augenblick sichtbar, und Mrs. St. Helen, die leicht die Farbe wechselte, antwortete mit einer meiner Meinung nach leicht erklärlichen Unruhe: »ach ja, ich weiß es, wer es ist — Capitän Alverley, der Adjutant des Oberbefehlshabers, — ohne Zweifel will er mir sagen, was ich durch Ihre Güte bereits weiß; vielleicht bringt er mir auch Briefe.«

»Sehr wohl möglich. — Meine liebe Mrs. St. Helen, ich wünsche Ihnen von Herzen Glück zu diesen günstigen Nachrichten, aber lassen Sie sich dadurch nicht zu sehr aufregen,« sagte ich, während ich meinen Hut und Stock nahm.

»Eilen Sie nicht so, Doktor,« antwortete sie. Ich ergriff ihre Hand; sie war kalt und zitterte. Ich wiederholte schnell meinen Rath noch einmal und nahm

Abschied, da ich bereits länger geblieben war, als meine Zeit mir eigentlich erlaubte. Als ich an meinen Wagen kam, ritt der Kapitain Alverley — wenn der Offizier so hieß — eben durch das Thor herein, das sein Reitknecht für ihn offen hielt.

Wäre ich der Oberst St. Helen, dachte ich, während ich fortfuhr, und sechs bis sieben tausend Meilen entfernt, so würde mir ein solches Beisammensein, selbst wegen meiner Heldenthaten, zwischen meiner schönen Frau und diesem hübschen Offizier durchaus nicht angenehm sein, denn ich hatte, wie mir ein flüchtiger Blick zeigte, nie einen schönern Mann oder ein einnehmenderes Gesicht gesehen. Es war das erste Mal, daß ich von dem Kapitain Alverley hörte und ihn sah.

Kurze Zeit nach diesem Vorfalle erbte der Oberst St. Helen durch den Tod eines ältern Bruders ein jährliches Einkommen von mehreren tausend Pfund Sterling und ein Haus ganz in der Nähe von Berkeley Square in London. Er hatte dies bereits vor seiner Abreise aus England geahnt, da sein Bruder schon lange krank war, und seinem Sachwalter und Geschäftsführer den Auftrag gegeben, wenn der erwartete Todesfall eintrete, Densleigh zu behalten und das Haus in London zu vermiethen, aber nicht länger, als auf drei Jahre. Sollte Densleigh nicht wieder zu miethen sein, so sollte seine Frau das Haus in London bis zu seiner Rückkehr nach England beziehen. Der Bruder des Obersten starb kurz vor Ablauf des Miethsvertrages, der über Densleigh geschlossen war, und der Besitzer wollte denselben nicht wieder erneuern, da er das Gut selbst zu beziehen wünschte. Es wurden demnach die erforderlichen Anordnungen getroffen, um Mrs. St. Helen in das schöne Haus in London einziehen zu lassen, das, wie der Oberst vor seiner Ab-

reise Auftrag gegeben hatte, ganz nach dem Wunsche seiner Gattin eingerichtet werden sollte. Er hatte ferner bestimmt, ihr außer ihrem frühern Einkommen jährlich noch zweitausend Pfund Sterling auszuzahlen, und unter der umsichtigen Leitung des Sachwalters wurden alle diese Anordnungen schnell und zur Zufriedenheit in Ausführung gebracht. Mrs. St. Helen bezog ihre neue elegante Wohnung mit einer schönen Equipage, einer ziemlich bedeutenden Dienerschaft und einem reinen jährlichen Einkommen von drei tausend fünf hundert Pfund Sterling. O, unglücklicher, bethörter Oberst, daß Du so für sie sorgtest! Hättest Du doch Deiner liebenswürdigen Gattin nie erlaubt, sich in solche Gefahr zu begeben, hättest Du lieber verlangt, sie solle einen abgelegenen Ort bis zu Deiner Rückkunft bewohnen, weit von dem Auge der Welt, wo

»Die Sonnenstrahlen durch die Zweige gleiten,
Wie Tropfen Thaues auf den Boden fallen
Und leuchten dort dem blitzenden Insekt;
Wo blau der heitre Himmel niedersieht
Auf kleine Gartenbeete voll von Blumen,
Die aus dem Schatten nach dem Lichte schielen,
Wo grünes undurchdringliches Geflecht
Zur Nacht den Mittag macht und kühler Schauer
Auf welkem Laub und feuchten Schwämmen weht,«

jeden Ort, nur nicht London. Doch es geschah in der besten Meinung, auf den Antrieb eines großmüthigen vertrauensvollen Herzens, obwohl freilich in einem traurigen Irrthume.

Ich fuhr eines Abends allein die . . . Straße hinunter auf dem Rückwege von einem Mittagsmahle nach Hause, als mein Wagen auf einen Augenblick durch viele andere Equipagen vor dem Hause der Lady . . . aufgehalten wurde und ich mich meines Versprechens erinnerte, wo möglich bei ihr einzusprechen. Ich stieg deshalb aus

und trat in das überfüllte Haus. Kann etwas unsinniger sein, als eine solche Scene? Bälle und Routs waren mir immer zuwider gewesen, aber solche, wie diese, müssen meiner Meinung nach jedem vernünftigen Menschen widerwärtig sein. Ich brauchte volle fünf Minuten, um nur die Treppe hinauf an die Thüre des Hauptzimmers zu gelangen, in welches sich die ganze unglückliche Gesellschaft gedrängt hatte und wo sie die Leiden des Fegefeuers erduldete. Da standen die Herren und Damen zusammengedrängt, aber dies gilt für einen Genuß und ist Mode; warum sollte gerade ich die Leute tadeln, welche Vergnügen daran finden? Nachdem ich die glänzende verworrene Masse einen Augenblick betrachtet, die Seelenstärke derer, welche die Hitze und das Gedränge ohne Murren ertrugen, bewundert und keinen Bekannten gesehen hatte, wenigstens nicht so nahe, daß ich hätte mit ihm sprechen können, bahnte ich mir einen Weg nach einem andern Zimmer, um Lady ... zu suchen, der ich zu zeigen wünschte, daß ich mein Versprechen gehalten habe. Dieses zweite Zimmer war weit weniger gefüllt, und man tanzte wirklich darin, nahm nicht bloß den Schein an.

»Ist sie nicht sehr schön?« fragte ein Herr gerade vor mir eine der beiden Damen, welche an seinen Armen hingen und die Tänzer und Tänzerinnen zu mustern schienen. — »Ja, ziemlich,« lautete die Antwort in schleppendem Tone.

»Walzt recht gut,« sagte die andere Dame, »aber ich sehe diesen Tanz nicht gern.«

»Sie sehen diesen Tanz nicht gern? Sie scherzen,« entgegnete der Herr; »warum sehen Sie ihn nicht gern? Auf Ehre, ich halte es wirklich für ein Vergnügen, so walzen zu sehen.«

»Ich glaube, daß sie ganz regelrecht tanzt, aber ich

muß gestehen, ich würde als verheirathete Frau nicht tanzen,« sagte das angeputzte lebendige Gerippe am rechten Arme des jungen Herrn, indem es das kunstvoll geschmückte Haupt auf eine affectirt unschuldige Art auf die Seite hängen ließ. Die Damen waren zwei Töchter des Grafen von Hetheringham, den Herrn kannte ich nicht.

»Wirklich, es ist unter solchen Umständen zu arg,« bemerkte eine der Damen weiter, indem sie verächtlich einem Paare nachsah, das sich anmuthig im Zimmer herumdrehete und oben, gerade vor uns stehen blieb, da die Dame von der Anstrengung ganz erschöpft war. Der Leser möge sich meine Gefühle denken, als ich in diesem Paare — den Capitain Alverley und Mrs. St. Helen erkannte. Um von ihr nicht gesehen zu werden, ging ich fort, hörte aber noch eine der Damen an dem Arme des erwähnten Herrn Mrs. St. Helen äußerst freundlich anreden und ihr ein Kompliment über den schönen Tanz machen. Aus einer geringen Entfernung beobachtete ich ihre Bewegungen. Sie war prachtvoll gekleidet und ihr Anzug stand ihr herrlich. Sie war gewiß die Schönste in dem Zimmer, und fiel mit ihrem Tänzer, der die volle Staatsuniform trug, als das schönste Paar auf. Nach einer kurzen Pause, in welcher sie sich mit ihren beiden Cousinen unterhalten hatte, ließ sie sich von ihrem Tänzer wieder in die Reihe der Walzenden führen. Ich konnte nicht umhin, ich mußte ihr mit einem Gefühle von Bedauern und Unwillen nachsehen, nahm mir auch vor, ihr in den Weg zu treten, ehe ich mich entferne, und stellte mich deshalb in dem Kreise der Zuschauer ganz voran. Ich kannte den Charakter des Kapitains Alverley, wenigstens dem Rufe nach, und es fiel mir jetzt auch die Unruhe der Dame ein, als ich sie in Densleigh auf seine Ankunft aufmerksam machte.

Es tanzten vier bis fünf Paare, und das, welches ich so aufmerksam beobachtete, blieb zum Zweitenmale gerade vor mir stehen; er entschuldigte sich bei mir wegen der Heftigkeit, mit welcher er an mich gestoßen. Auch sie bemerkte es und drehete sich um, um zu sehen, gegen wen sich ihr Tänzer entschuldige. Sobald sie mich erblickte, überzog eine glühende Röthe ihr Gesicht. Dies entging dem Kapitain nicht und er sah mich verwundert und stolz an, als wolle er mich abschrecken, sie anzureden. Er erreichte jedoch seinen Zweck nicht.

»Wie geht es Ihnen, Doktor?« sagte oder stammelte vielmehr Mrs. St. Helen, indem sie mir die Hand gab, welche etwas zitterte.

»Wann erhielten Sie zum Letztenmale Nachricht von dem Obersten?« fragte ich sogleich, unbekümmert um die beleidigende, ungeduldige Miene des Kapitain Alverley, dem die Unruhe nicht entgehen konnte, in welche seine schöne Tänzerin durch meine Anwesenheit versetzt worden war.

»Ach, aus Indien — hörte ich mehrere Monate nichts, — doch ja — vor sechs Wochen. — Er war ganz wohl, als er schrieb.«

Sie war sehr angegriffen, theils von der Anstrengung des Tanzens, theils in Folge ihrer geistigen Aufregung, würde jedoch das Gespräch mit mir fortgesetzt haben, wenn Kapitain Alverley nicht darauf bestanden hätte, sie zu einem Stuhle zu führen und Erfrischungen für sie zu besorgen. Bald darauf verließ ich das Haus, ohne weiter einen Versuch zu machen, Lady ... zu sehen, und meine Gedanken waren so sehr mit dem eben erwähnten Zusammentreffen beschäftiget, daß ich mehrere Schritte weit auf der Straße fortging, ehe ich mich erinnerte, daß mein Wagen auf mich warte. Zwar hatte ich gerade nichts Un-

schickliches bemerkt, doch fühlte ich mich so verletzt, als wäre dies der Fall gewesen. Gütiger Himmel! bezeugte Mrs. St. Helen auf diese Weise ihre Liebe gegen ihren edelmüthigen, vertrauenden Gatten? gegen ihn, der so liebevoll ihr schon im Voraus die Mittel gesichert hatte, die erwartete Vermehrung seines Vermögens zu genießen — gegen ihn, der in diesem Augenblicke vielleicht gegen die Feinde seines Vaterlandes auf dem Schlachtfelde kämpfte, oder wohl gar bereits die Wunde erhalten hatte, die sie zu einer Wittwe und ihre Kinder vaterlos machte? Was hatte ihr zartes Schicklichkeitsgefühl betäubt? Mir ahnete nichts Gutes von diesem Kapitain Alverley. Ich kam mit betrübenden Gedanken nach Hause, — Mrs. St. Helen war um viele, viele Grade in meiner Achtung gesunken. Sie schien mir gar nicht mehr dieselbe Frau zu sein, die ich vor einem Jahre in Densleigh gesehen, nicht mehr die zärtliche Mutter, die begeisterte Gattin; was war aus ihr geworden?

Ich hielt es nicht für unwahrscheinlich, daß ich den nächsten Tag zu ihr beschieden werden würde, und ich irrte mich darin nicht; denn als ich beim Frühstücke saß, brachte mir einer von ihren Leuten ein Billet, worin sie mich ersuchte, wo möglich vor ein Uhr sie zu besuchen. Wie mißgestimmt ich auch ihretwegen war, so wünschte ich doch durchaus nicht, in die unangenehme Lage zu kommen, Erklärungen und Entschuldigungen anzuhören, die nur durch ihr Bewußsein, nicht recht gethan zu haben, und mein unwillkührliches Erstaunen am vorigen Abende veranlaßt wurden. Ich hatte diesen Tag so viele Geschäfte, daß es fast zwei Uhr war, als ich vor das Haus der Mrs. St. Helen kam. Sie saß im Gesellschaftszimmer mit ihrer Schwägerin, Mrs. Ogilvie, die etwa eine Stunde vorher gekommen war. Mrs. Ogilvie

war etwa zehn oder zwölf Jahre älter als sie, aber eine sehr elegante und angenehme Dame. Ich hatte offenbar ein unangenehmes Gespräch unterbrochen, denn Mrs. St. Helen weinte, Mrs. Ogilvie war aufgeregt, und wir alle sahen deshalb ziemlich verlegen aus.

»Doktor,« begann Mrs. St. Helen nach einigen gewöhnlichen Fragen, »sagen Sie mir, sahen Sie etwas Tadelnswürdiges in —«

»Emma, wie kannst Du so thöricht sein?« fiel Mrs. Ogilvie ein, indem sie aufstand. »Ich bin wirklich sehr unzufrieden mit Dir,« setzte sie hinzu, indem sie fortging, ohne auf die Bitten ihrer Schwägerin zu hören, welche sie ersuchte, dazubleiben. Ich wünschte, ihr folgen zu zu können oder sie wäre geblieben. Ich ging sogleich mit angenommener Geschäftsmiene zu ärztlichen Erkundigungen über.

»Aber, lieber Doktor,« antwortete sie, ohne auf meine Fragen zu achten, »sagen Sie mir aufrichtig, was sahen Sie so Besonderes und Unrechtes an meinem Benehmen am vorigen Abende?«

»Was ich Unrechtes sah? Liebe Mrs. St. Helen, Sie erschrecken mich. Ich war kaum ein paar Minuten vorher in das Haus getreten, als ich Sie sah, und entfernte mich gleich darauf wieder.«

»Was bedeutete dann aber Ihr Blick? Sagen Sie mir, lieber Doktor, was dieser Blick bedeutete, ich mußte ihn bemerken, und kann ihn nicht wieder vergessen.«

»Mrs. St. Helen, Sie überraschen mich; Sie müssen sich über meine Blicke sehr getäuscht haben.«

»Sie wollen mir es nicht sagen; ich vermuthe, ich weiß, was Sie meinten, — wunderten sie sich nicht, daß eine verheirathete Frau walze? Sprechen Sie, denn ich fühle mich höchst unglücklich.«

»Nun, da Sie denn durchaus meine Meinung wissen wollen, so habe ich kein Bedenken, Ihnen zu sagen,—«

»Weiter, weiter, Doktor,« unterbrach mich Mrs. St. Helen.

»Ich wollte nur sagen, daß es mir allerdings nicht besonders gefällt — es kann albern von mir sein — Frauen und besonders Mütter walzen zu sehen.«

»Lieber Doktor, und warum nicht? Sie können nicht glauben, wie sehr ich Ihre Meinung achte, aber, lieber Gott! was kann darin Unschickliches —«

»Mrs. St. Helen, dieses Wortes bediente ich mich nicht . . .«

»Aber Sie wollten so etwas sagen; warum nicht offen und aufrichtig, Doktor? Haben Sie keinen andern Grund?« — Ihre Augen füllten sich mit Thränen.

»Liebe Mrs. St. Helen, welchen Grund konnte ich möglicher Weise haben?« — Dabei hielt ich inne, um dem Gespräche ein Ende zu machen, das sehr unangenehm zu werden schien. »Ich habe Ihnen eine Antwort auf Ihre seltsame Frage gegeben, und glaube nun...«

»Ach, Doktor, es ist vergebens, mich auf diese Weise abzuweisen, — ich kann auch Blicke verstehen. Ich hätte blind sein müssen, wäre mir der Ihrige entgangen. Sie meinten, wie ich vermuthe,« — sie fuhr mit dem Taschentuche über die Augen, in welchen wieder Thränen glänzten, — »wollen Sie aufrichtig sein? meinten Sie nicht, ich thue Unrecht, daß ich walze, während mein Gatte — abwesend ist — und — und sich vielleicht in Gefahr befindet?« Sie schluchzte.

»Sie machen meine Lage hier so unangenehm, Mrs. St. Helen, daß ich mich verabschieden muß.« In diesem Augenblicke hörte ich den Hufschlag von einem Pferde auf der Straße näher und näher kommen. Mrs. St. Helen hörte

den Schall auch, eilte nach der Klingel und zog sie heftig. Sobald der Bediente erschien, sprach sie heftig: »Nicht zu Hause, nicht zu Hause!« Trotz ihrer Bemühung, es zu verbergen, zitterte sie sehr und ihr Gesicht wurde noch bleicher als vorher. Fest entschlossen, mich zu überzeugen, ob mein plötzlicher Argwohn begründet sei oder nicht, stand ich auf, um nach dem Fenster zu gehen, wo ich den Kapitän Alverley zu sehen erwartete; aber sie kam mir, ohne Zweifel absichtlich, zuvor, hielt mir ihre Hand hin und bat mich, ihren Puls zu fühlen. So war ich beschäftigt, bis ich die Thüre unten nach einem lauten Zwiegespräch zumachen und den Reiter sich entfernen hörte. Ich war ersucht worden, vor ein Uhr zu kommen; jetzt war zwei Uhr vorüber; hatte sie sich verabredet, mit dem Kapitän Alverley einen Spazierritt zu machen?

»Was sagen Sie zu meinem Pulse, Doktor?« fragte Mrs. St. Helen, zwar freier athmend, aber noch keineswegs ruhig.

»Er verräth einen hohen Grad von Aufregung, Mrs. St. Helen.«

»Sehr leicht möglich und kein Wunder. Die Menschen sind so grausam ...« Ihre Thränen brachen von neuem aus. »Da hat mir eben meine Schwägerin eine Predigt gehalten, — mich fast umgebracht. Sie verlangt ...«

»Mäßigen Sie sich, Mrs. St. Helen. Wozu diese Heftigkeit? Ich bin nicht Ihr Beichtvater,« entgegnete ich, und suchte heiter auszusehen. Mrs. St. Helen schwieg und schluchzte laut.

»Sie sagt, mein Betragen sei so, so leichtfertig, daß ich mich in das Gerede bringen würde.« — Sie schien in hohem Grade betrübt zu sein. »Nun, lieber Doktor,

wenn Sie mich wirklich lieb haben als ein so alter Freund, — ich, ich schätze Sie aufrichtig, — sagen Sie mir offen, haben Sie jemals etwas gehört?«

»Nie, Mrs. St. Helen, ich versichere Sie, habe ich, so viel ich weiß, Ihren Namen nennen hören, außer am vorigen Abende, als ich zufällig ein paar Damen hörte, welche sich über Ihr Tanzen zu wundern schienen..«

»Ah,« fiel sie mir sehr lebhaft in die Rede, »ich weiß, wer diese Damen gewesen sind. Meine Cousinen, meine sanften, wohwollenden Cousinen! Ah, die Schlangen! Wo ich bin, zischen sie mich an.. Aber ich will noch heute zu ihnen fahren und darauf bestehen...«

»Wenn Sie dies thun, Mrs. St. Helen, und erwähnen eine Silbe von dem, was ich Ihnen vielleicht nicht hätte sagen sollen und was ich gestern mit anhören mußte, so sehen wir einander nie wieder.«

»So sagen Sie mir, was ich thun soll,« sprach sie leidenschaftlich. »Soll ich alles das dulden? Soll ich mich verleumden lassen?«

»Gott bewahre, Mrs. St. Helen, daß Sie verleumdet würden.«

»Aber was soll ich thun?«

»Geben Sie keine Ursache dazu,« antwortete ich, vielleicht trockener, als ich es selbst wollte.

»Keine Ursache dazu geben!« wiederholte sie unwillig, während sie aufstand und rasch im Zimmer auf und ab ging. »Und wer sagt, daß ich jemals Ursache gegeben habe?« fragte sie, indem sie mich mit ihrem klaren Auge wie herausfordernd ansah.

»Mrs. St. Helen, Sie betrüben und überraschen mich durch diese ganze Sache. Sie verlangen durchaus von mir eine Antwort auf eine ganz sonderbare Frage, und da Sie nun eine erhalten haben, zürnen Sie mir,

daß ich sie gegeben. Ich erkläre Ihnen, daß ich von Ihrem Benehmen durchaus nichts weiß. Da Sie mich aber zum Sprechen nöthigen, so muß ich, so ungern ich es auch thue, denn es kommt mir nicht zu, über solche Dinge zu reden, — Ihnen wiederholen, was ich bereits gesagt habe; wenn die bösen Zungen sich mit Ihnen beschäftigen, so müssen Sie außerordentlich auf Ihrer Hut sein, um sie durch Ihr Benehmen Lügen zu strafen.«

»Mein lieber Doktor,« antwortete sie, indem sie sich wieder setzte und im lieblichsten, aber kummervollsten Tone ihrer Stimme sprach, — »ich will mehr auf mich achten; ich — ich will nicht wieder tanzen.« Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen, und ich ergriff theilnehmend ihre Hand.

»Es freut mich, dies von Ihnen zu hören, Mrs. St. Helen. Ich kenne Ihre Ehrenhaftigkeit und Ihr strenges Zartgefühl, aber glauben Sie mir, ihre unschuldige nichtsahnende Offenheit kann Sie noch manchen Gefahren aussetzen. Warum soll ich Ihnen nicht sagen, was mein Herz empfindet, liebe Mrs. St. Helen; meine Gefühle für Sie sind mehr die eines Vaters als eines Freundes und Arztes. Sie sind jung, Sie sind, — warum sollte ich Ihnen nicht sagen, was Sie wissen — Sie sind schön;« sie verhüllte ihr Gesicht in ihrem Taschentuche und schluchzte noch heftiger. »Die Herren in der vornehmen Welt, in der Modenwelt, in der Sie sich seit einiger Zeit so viel bewegen, sind sehr oft Menschen ohne alle Grundsätze oder von sehr schlechten Grundsätzen; sie können schlau Ihnen Schlingen legen, welche Ihre unschuldige Unerfahrenheit erst bemerkt, wenn es schon zu spät ist.« Sie drückte unwillkürlich meine Hand, die ich noch in der ihrigen hielt, versuchte aber nicht zu antworten. »Soll ich Ihnen sagen, was

ich vorige Nacht dachte?« Sie antwortete nicht, und ließ ihr Taschentuch vor ihrem Gesichte. »Ich dachte, in dem Augenblicke, als Sie mit jenem Kapitän Alverley im Zimmer herumflogen, mache Ihr tapferer Gatte an der Spitze seines Regimentes vielleicht einen Angriff und stürze todt von seinem Pferde nieder.«

»Dasselbe dachte ich in dem Augenblicke, als ich Sie sah,« schrie Mrs. St. Helen fast, indem sie das Taschentuch von dem Gesichte riß. Ich fürchtete, sie würde in Krämpfe verfallen. Nach einem langen Kampfe mit ihren tobenden Gefühlen rief sie endlich in einem Tone, der mir die Thränen in die Augen lockte: »Arthur, Arthur! wenn ich Dich je in Gedanken, in Worten, in Thaten beleidigt habe ...«

»Unmöglich! — völlig unmöglich!« rief ich erfreut.

»Nein!« entgegnete sie, und sie richtete sich auf, während ein edler Ausdruck sich über ihr bleiches Gesicht verbreitete. »Nein, ich bin sein Weib! Ich bin die Mutter seiner Kinder. Ich habe sie nicht hintergangen, und werde es nicht thun.«

Ich sah sie verwundert an; das Lächeln verzog sich schnell wieder von ihrem bleichen schönen Angesichte und sie sank ohnmächtig auf das Sopha zurück. Ich rief sogleich nach Hülfe, und ihr Kammermädchen erschien augenblicklich nebst zwei anderen weiblichen Dienstboten mit Wasser und Riechsalz.

»Ich wußte es wohl, daß sie krank sei,« sagte das Kammermädchen; »sie ist mehrere Wochen lang gar nicht mehr gewesen wie sonst. Das ewige Ausbleiben in der Nacht thut ihr gar nicht wohl, und ich habe es ihr schon oft gesagt.«

»Sie geht oft Abends aus?«

»Leider ja, Sir; wöchentlich drei bis vier Mal und auch noch öfterer.«

»Kommt sie gewöhnlich spät nach Hause?«

»Selten vor drei oder vier Uhr früh, Sir, und dann so ermattet und erschöpft, daß man sagen könnte...« In diesem Augenblicke lebte Mrs. St. Helen wieder auf. Sie schien, als sie wieder völlig zum Bewußtsein gekommen war, ungern ihre Leute um sich versammelt zu sehen. Nachdem ich ihr einiges verordnet hatte, — sie litt an einer unbedeutenden Erkältung, entfernte ich mich und versprach, in einigen Tagen wiederzukommen.«

Wöchentlich drei bis vier Mal und auch noch öfterer! Diese Worte klangen in meinen Ohren noch, als ich Mrs. St. Helen lange nicht mehr sah. War dies noch dieselbe Frau, welche sonst so leidenschaftlich fragte, ob der Oberst St. Helen auch an sie und ihre Kinder denke, wenn er, vom Tode umdrängt, auf das Schlachtfeld ziehe? Wie würde sein edles Herz gequält worden sein, hätte er gewußt, wie sie während seiner Abwesenheit sich benahm! Trotz dem, was zwischen uns vorgegangen war, zitterte ich für Mrs. St. Helen; zwar wußte ich nicht, wie weit sie sich bereits vergangen — wie ihr leichtsinniges und gedankenloses Benehmen diejenigen ermuthigt habe, die immer bereit sind, von jeder solchen Blöße Vortheil zu ziehen; ihre Erschütterung war heftig und ohne Zweifel nicht erheuchelt gewesen, aber sie konnte auch der Todeskrampf der verscheidenden Tugend sein.

Daß ich von dem ehrenwerthen Kapitän Charles Alverley ausführlicher sprechen muß, thut mir sehr leid; aber ich muß es, er ist eine Hauptfigur in diesem düstern Gemälde, — er ist der Zerstörer. Er gehörte einer vornehmen Familie an, war ein sehr gebildeter schöner Mann

von unwiderstehlichem Wesen, aber so herzlos, als nur immer ein Schurke sein kann, — ein systematischer Verführer. Er stellte sich, als vergöttere er das schöne Geschlecht, sah aber jedes schöne Weib mit begehrlichem lüsternen Blicke an. Seine Galanterie war zum Sprichwort geworden, und er verwarf kein Mittel, wenn es ihn zum Ziele führte. Trotz dem, daß man seinen Charakter recht gut kannte, war er doch überall geachtet und gern gesehen. Wer konnte dem heitern, dem schmeichelnden, dem anmuthigen Alverley widerstehen, den eine Grafenkrone erwartete?

»Warum, fragt der Glückliche, der die Welt nicht kennt, warum darf ein solcher Elender leben und die schönsten Regionen der Menschheit beflecken?« Eben so könnte man fragen, warum der Allmächtige die giftigen Schlangen und das Krokodil geschaffen hat.

Kapitän Alverley hatte, wie bereits erwähnt, einen tiefen Eindruck auf das Herz der Miß Annesley gemacht, ehe sie den Oberst St. Helen gekannt und gesehen. Es ist auch bereits erwähnt worden, daß er von der Bewerbung um ihre Hand abstand, als er ihre Vermögenslosigkeit erfahren hatte, aber er verlor sie nicht aus den Augen. Er hatte sich fest vorgenommen, Mrs. St. Helen, es koste was es wolle, sein zu nennen, und er ging mit Geduld, und wie er sich oft ausdrückte, mit Kunst und Wissenschaft an das Werk der Verführung. Man vermuthete, — ob mit Recht, weiß ich nicht, — daß er nicht wenig dazu beigetragen habe, den Oberst St. Helen nach Indien zu bringen; gewiß ist, daß der Bösewicht seine Operationen begann, sobald sein Gegner unter Segel gegangen war. Sehr verlängert wurden sie freilich durch das eingezogene abgeschiedene Leben, das Mrs. St. Helen in Densleigh führte, wo sie sich

nur mit ihren glücklichen und heiligen Mutterpflichten beschäftigte. Ach hätte doch der Himmel gewollt, daß sie Densleigh nicht verließ und die Erfüllung jener Pflichten nie vernachlässigte! Das zufällige Zusammentreffen in Horse Guards habe ich bereits erwähnt. In dem Augenblicke, als sein königlicher Gebieter ihm auftrug, Mrs. St. Helen eine erfreuliche Botschaft zu bringen, faßte er einen Entschluß über sein Benehmen, das ein zartfühlendes und ehrerbietiges sein und Theilnahme an ihrer Lage ausdrücken mußte. Als er ihre Unruhe und Verlegenheit bemerkte, versuchte er es weder durch einen Blick noch durch ein Wort, sie an ihre frühere Bekanntschaft zu erinnern, sondern beschränkte sich auf die Vollziehung des Auftrages, den er erhalten hatte. Als Mrs. St. Helen so plötzlich fortfahren ließ, hüpfte sein schlechtes Herz vor Freude. Sein erfahrenes Auge erkannte, daß ihre Unruhe nicht ganz von der Nachricht veranlaßt werde, die er ihr gebracht. Allerdings war er stehen geblieben, wie es Mrs. Ogilvie bemerkt hatte, aber nicht aus Verwunderung; er dachte über das eben Geschehene nach und kehrte sodann mit gerötheten Wangen und der Ueberzeugung, daß nun sein teuflischer Feldzug begonnen habe, in das Zimmer zurück, welches er kurz vorher verlassen hatte. Sechs oder acht Monate darauf kam ein Packet in Horse Guards aus Indien an, das unter anderen einen Brief enthielt, welchen man für Mrs. St. Helen auf die Post geben sollte, wie der Schreiber, der Oberst St. Helen, wünschte. Diesen Brief zu überbringen übernahm jedoch der Kapitän Alverley, und er ritt deshalb noch denselben Nachmittag nach Densleigh. Eigenhändig übergab er den Brief dem Bedienten »nebst einer Empfehlung von Kapitän Alverley,« und ritt dann wieder fort. Er setzte mit Recht

voraus, daß diese zarte Aufmerksamkeit dankend anerkannt werden würde. Und so geschah es.

Hätte Mrs. St. Helen damals genau und scharf ihr Herz geprüft, um zu erforschen, was es fühle, als sie erfuhr, daß der Kapitän Alverley selbst ihr einen Brief gebracht, dessen schneller Empfang sie, wie er vermuthen konnte, erfreuen mußte, und daß er dennoch es sich versagt, ihr denselben selbst zu übergeben; — hätte sie dies gethan, so würde ihr erschrockenes Auge die Schlange in schrecklicher Schönheit unter den Blättern erkannt haben — und ihr Schauder hätte sie gerettet. Aber sie that es nicht, — sie konnte es nicht thun. Sie besaß weder die heilsame Gewohnheit noch die Kraft, sich selbst zu prüfen; über ihre Jugendjahre hatte nicht eine liebevolle erfahrene Mutter segensreich gewacht. Vor Gott hatte bereits die Schuld der Mrs. St. Helen begonnen, welche jedoch die Nähe des Bösen nicht im mindesten ahnete. Warum? Weil sie die Pforte ihres Herzens zu bewachen unterließ. Hätte sie damals Gott um Beistand angerufen, so hätte sie vielleicht die Gefahr bemerkt, die ihr nur ein Strahl vom Himmel zeigen konnte. »Der Versucher,« sagt ein alter Gottesgelehrter, »ist da am nächsten, wenn wir glauben, er sei am weitesten entfernt.« Ja, bereits war ein feines Gift unbemerkbar und vielleicht in unendlich kleiner Quantität in ihr Herz gedrungen, ein langsam, aber sicher wirkendes Gift. Weib, das ist der Punkt der Gefahr! Ich wiederhole es, so hart und ungerecht es auch erscheinen mag, von diesem Augenblicke an arbeitete Mrs. St. Helen selbst mit an ihrem Verderben. Noch stand allerdings die Gattin und die Mutter in ihr oben an; ihr warmes Gefühl kannte doch keine andere Gegenstände, an denen es sich äußern konnte, als diese. O unglückseliges Weib, warum zittertest Du,

als Du den Kapitän Alverley Dir die Nachricht von dem Triumphe Deines Gatten überbringen sahest? Warum erbebte Dein Herz? Hatte nicht ich schon alles gesagt, was er melden wollte? Welches Gefühl regte sich in Deinem Busen, als Du am Fenster standest und ihm nachblicktest? Hätte nicht die Verschiedenheit des Gefühles, mit welchem Du ihn und mich — und jede andere gleichgültige Person — betrachtetest, im Namen Deines Gatten in Deinem Herzen die warnende Stimme erheben sollen? Unglückseliges Weib! Wagst Du den Himmel zum Zeugen für alle Gefühle anzurufen, mit denen Du die Nachricht anhörtest, daß Du London mit dem friedlichen Densleigh vertauschen solltest? Widerstrebtest Du, den Schritt zu thun, weil Du fürchtetest, dort Alverley zu begegnen? Möchtest Du die Freude gestehn, mit welcher Du mit seiner Familie bekannt wurdest? Ach! fühltest Du nicht ein gewisses Wohlbehagen, als Du an der Tafel des Lords . . . neben dem Kapitän Alverley saßest? Wie konntest Du, wenn Dein Sinn für Recht nicht ganz gestört war, sein verändertes Benehmen gegen Dich dulden? Erfreuete oder erschreckte Dich der glühende Blick, mit welchem er Dich betrachtete? Bemerktest Du nicht den Takt, mit welchem er seine so ungemein schmeichelhaften und Dich erfreuenden Aufmerksamkeiten vor allen andern verbarg? Fühltest Du Dich nicht sicherer vor der Beobachtung, als Du bemerktest, mit welcher Geschicklichkeit er seinen teuflischen Plan durchführte? — Schreckliche Fragen!

Mrs. St. Helen war kaum ein halbes Jahr in London und der Kapitän Alverley wußte, daß er dem Siege entgegen gehe, daß sein schlau angelegter, ausdauernd fortgesetzter Anschlag gelinge. Der erste, der ganz erste Schritt war, wie er wohl wußte, Alles; er hatte in ihr

ein Interesse erweckt, war es auch noch so gering, und versuchte dasselbe mit der höchsten Geschicklichkeit und mit der unablässigsten Aufmerksamkeit zu verstärken. Sich selbst hielt er immer im Hintergrunde. Er regte ihre Gefühle durch beredte Lobeserhebungen über den Oberst St. Helen und dessen Benehmen in Indien an; mitten in einer solchen Lobeserhebung wurde er auf einmal verwirrt und seufzete. Er gab sich alle mögliche Mühe, — wenigstens versicherte er es — die Rückkehr des Obersten zu bewirken; auf diese und tausenderlei andere Weise entwaffnete er endlich Mrs. St. Helen, indem er ihr Mißtrauen einschläferte oder vielmehr das Erwachen desselben verhinderte. Als vollendeter Kenner des weiblichen Herzens richtete er sein Benehmen nach den Anzeichen, welche er bemerkte. — Einst, als er sie aus der Oper nach ihrem Wagen führte, beleidigte er absichtlich einen Herrn, der eine Dame an seinem Arme hatte und sich vor Alverley und Mrs. St. Helen drängte. Ein hastiges Flüstern zwischen den beiden Herren überzeugte Mrs. St. Helen, daß irgend ein Unheil im Werke sei. »Um Gottes Willen!« flüsterte sie im höchsten Schrecken, aber er nöthigte sie artig in den Wagen und ließ denselben fortfahren, ohne ein Wort weiter zu sagen. Er erreichte seinen Zweck. Die Abendzeitungen des folgenden Tages berichteten natürlich eine Ehrensache »zwischen dem Marquis von . . . . und dem Kapitän A. &c.« Die Sache entstand wegen einer angeblichen Beleidigung einer jungen schönen Dame, welche der Kapitän an ihren Wagen führte, durch den edeln Marquis &c. &c.« Seltsamer Weise that keiner dem andern etwas zu Leide. Der Kapitän Alverley fand den nächsten Abend in der Oper den Weg zu ihrer Loge.

»Kapitän Alverley, wie konnten Sie . . .« begann Mrs. St. Helen sehr ernst.

»Meine theure Mrs. St. Helen,« war die ganze Antwort nebst einem Blicke, dessen nur der Kapitän Alverley fähig war. Der geschickte Taktiker kannte seinen Gewinn und war entzückt.

Der nächste Schritt des Kapitäns war, Mrs. St. Helen daran zu gewöhnen, sich eine Kokette nennen zu hören und geschickt seinen Namen bei solchen Gelegenheiten immer mit dem ihrigen vereinigen zu lassen. Das erstemal, als sie mit ihm walzte, — was er mit Recht für einen offenen Triumph hielt, — geschah dies nach einem heftigen Wortwechsel mtt Mrs. Ogilvie, die ihr ihr tadelnswerthes leichtfertiges Benehmen gegen den Kapitän Alverley vorhielt. In Folge davon ging Mrs. St. Helen, wie sie gedrohet hatte, auf einen Ball, wo sie mit einem trotzenden Blicke auf ihre Schwägerin des Kapitäns Aufforderung zu dessen großen Erstaunen sogleich annahm. Er erkannte seine Lage und benahm sich mit vieler Klugheit. Nach ein paar Touren führte er sie mit der größten Ehrerbietung nach einem Stuhle und bezeigte ihr den ganzen Abend hindurch keine besondere Aufmerksamkeit. Er bemerkte, daß ihre Schwägerin alle seine Bewegungen mit Luchsaugen beobachtete, und etwa vierzehn Tage lang behandelte er sie wie jede andere Dame. Warum zerriß sie jetzt das Netz nicht, das, wie sie nun wissen konnte, um sie hergestellt war? — Warum raffte sich nicht die Tugend auf, warum gab ihr der Himmel nicht Kraft, wie ein Vogel dem Netze des Vogelstellers zu entfliehen? »Ach daß ich es schreiben muß! Sie wünschte es gar nicht mehr. Noch ahnete sie nicht im entferntesten, daß sie wirklich eine Schuld auf sich lade; sie war von ihrer Kraft so sehr überzeugt, daß sie jeder Gefahr von dieser Seite

trotzen zu können wähnte. Allerdings fühlte sie mit Beben und Erröthen ein Interesse für den Kapitän Alverley, das sich mit der ihrem Gatten gebührenden ungetheilten Liebe nicht vertrug; weiter ging sie nicht; aber wie weit war schon dies! Sie tröstete sich damit, daß es etwas kokett sei und daß doch am Ende alle Frauen kokett wären. Die Wahrheit aber war, daß sie Gefühle für den Kapitän zu hegen anfing, die sie nicht mehr schärfer zu prüfen wagte. Ihre Eitelkeit erlaubte ihr auf der andern Seite nicht, einen so glänzenden Anbeter von sich zu weisen; »und sie war wohl im Stande, für sich selbst zu sorgen.«

In Folge meines Versprechens fuhr ich ein oder ein paar Mal zu Mrs. St. Helen, traf sie aber nicht, da sie eben ausgegangen war. Es konnte wahr, es konnte auch nicht wahr sein. Verleugnete sie sich vor mir, so geschah es ohne Zweifel in Folge von dem, was bei der bereits erwähnten Gelegenheit vorgegangen war; — schämte sie sich ihrer Offenheit, ihrer Zugeständnisse oder bedauerte sie aus andern Rücksichten, sie gemacht zu haben? Eines Tages fuhr ich auf dem Wege zu einem Patienten durch den Park und holte den offenen Wagen der Mrs. St. Helen ein, der sehr langsam fuhr, weil sie mit einem Reiter an ihrer Seite sprach, in dem ich bald den Kapitän Alverley erkannte. Ich bemerkte es wohl, daß sie aufmerksam, mit niedergeschlagenen Augen und leicht erröthend auf seine Worte hörte. Ich wurde sehr betrübt ihretwegen. Das nächste Mal, als ich sie zu Hause traf, schien sie sehr ruhig zu sein und war merklich kälter gegen mich als sie es jemals gewesen war. Sie machte nicht die entfernteste Anspielung auf unser letztes merkwürdiges Gespräch, und ich natürlich auch nicht. Auf meine Frage antwortete sie mir, daß sie sich vollkommen wohl be-

finde, nur nicht mehr so gut schlafe als früher, und ihren guten Appetit einigermaßen verloren habe, — was, wie ich ihr sagte, die natürliche Folge ihres Lebens in London, der Unregelmäßigkeit, der Aufregung und Abspannung sei.

»Da es mir in diesem großen Hause zu einsam ist,« erzählte sie »so habe ich eine Miß Churchill, eine entfernte Verwandte meines Mannes, aufgefordert, mich auf einige Zeit zu besuchen. Sie ist ein sehr liebes gutes Mädchen, und ich hoffe, wir werden unzertrennlich werden.« Sie erröthete dabei leicht, was mich veranlaßte, über das, was sie eben gesagt hatte, weiter nachzudenken. War diese ihre Einladung an Miß Churchill ein Nothsignal? fing sie an, ihre Gefahr zu fühlen, — sich nach Schutz umzusehen, — Jemanden zu suchen, der wirklich, wie sie sich ausdrückte, unzertrennlich von ihr, immer bei ihr sei und dessen Gegenwart die zunehmende Gluth des Kapitäns Alverley, wenn nicht ganz entferne, doch zurückhalte. Schwache Wehr der gefährdeten Tugend! Aber es war doch ein Zeichen des Willens, sie zu schützen und ich freute mich darüber. »Wann werden Sie die Stadt verlassen?« fragte ich.

»Die Stadt verlassen!« rief sie schnell; »warum, lieber Doktor, sollte ich die Stadt verlassen? Die Saison hat noch nicht einmal ihren Höhepunkt erreicht. Außerdem ist mir das Landleben zuwider, — ich habe es nie recht von Herzen geliebt.«

»Ich glaubte, Mrs. St. Helen . .«

»Ach ja,« unterbrach sie mich schnell, »ich verstehe, was Sie sagen wollen. Densleigh war allerdings ein recht angenehmer Ort, aber es ist für uns verloren.« — Einen Augenblick schwieg sie, dann setzte sie hinzu: »ich

glaube indeß doch, daß wir gegen den August irgend wohin ziehen müssen.«

»Die Seeluft wird Wunder an Ihnen und besonders an den Kindern thun.«

»Ja, gewiß,« antwortete sie ziemlich gleichgültig, »aber sie sind jetzt ganz wohl; ich lasse sie immer in den Park führen, und wo könnte es eine bessere Luft geben?« — In diesem Augenblicke wurden einige Besuche angemeldet und der Bediente legte zu gleicher Zeit sechs bis sieben Briefchen und Einladungskarten auf einen Tisch.

Ungefähr einen Monat darauf erhielt ich folgendes Billet von Mrs. St. Helen:

»Lieber Doktor, wollen Sie die Gefälligkeit haben, uns während des Vormittags einmal zu besuchen, um eines der Kinder zu sehen, das, wie ich fürchte, krank ist. Die Jones sagt mir, sie halte es für die Masern. Ich hoffe, es werde nichts Schlimmeres sein, — das Scharlachfriesel z. B. oder die Blattern. Sie werden es uns bald sagen. Bis zwei Uhr werde ich zu Hause bleiben.

»Die Ihrige,

»E. St. Helen.«

P. S. »Ich habe nie selbst eine dieser schrecklichen Krankheiten gehabt und bin sehr ängstlich.

— Street, 10 Uhr.«

Welchen traurigen Gegensatz bildete dieses Billet, das ich mit einem Seufzer hinlegte, zu der dringenden, ängstlichen Aufforderung, die mich bei einer frühern Gelegenheit wegen einer Kleinigkeit oder vielmehr wegen gar nichts nach Densleigh beschied! Kurz nach zwei Uhr war ich in — Street und wurde sogleich in die Kinderstube gewiesen. Vor der Thür des Hauses stand der

kleine Phaeton der Frau vom Hause, und diese selbst saß, zur Spazierfahrt angekleidet, an dem Bette, in welchem ihr jüngstes Kind lag. Sie hielt ihr mit Eau de Cologne begossenes Taschentuch öfters an das Gesicht, als fürchte sie angesteckt zu werden. Sie sah sehr schön aus — ihr Anzug stand ihr vortrefflich, — und sie schien eben nicht sehr unruhig zu sein.

»Die Geduld ging mir fast aus, Doktor, und ich fürchtete, Sie nicht mehr zu sehen,« sagte sie, indem sie mir entgegen kam. Ich versicherte sie, daß ich unerwarteter Weise aufgehalten worden sei. — »Und was sagen Sie zu dem lieben Kleinen? Ich fürchtete gestern, daß ihm etwas fehle, seine Augen sahen gestern Abend so schwer aus, nicht wahr, Jones?« schloß sie, nach der Wärterin gewendet.

»Ja, Madame,« antwortete diese eifrig mit einem liebevollen und ängstlichen Blicke nach dem Kinde. — »Sie werden sich erinnern, Madame, daß ich Ihnen schon gestern Nachmittag sagte, ob es nicht besser sei, nach ...«

»Ja wohl, — ja, Du sagtest es, Jones,« unterbrach sie Mrs. St. Helen schnell mit unzufriedenem Blicke. »Die Jones erschrickt über jede Veränderung in dem Gesichte des Kindes. Aber glauben Sie, daß wirlich etwas daran ist, Doktor?«

Nach einer kurzen Untersuchung des Kindes erklärte ich, dasselbe werde die Masern bekommen.

»Wirklich? das kleine liebe Lämmchen!« rief sie, und sah das Kind mit wahrer Zärtlichkeit an. »Aber das Scharlachfriesel wird es nicht?« fragte sie nach einer Pause weiter, während sie mich ängstlich ansah und das duftende Taschentuch bewegte.

»Nein, gegenwärtig halte ich es für den Anfang der Masern.«

»Nicht wahr, die Masern sind nicht gefährlich?«

»Ach, Madame!« fiel die Jones ein, indem sie neben dem Bette auf die Kniee sank und ihre Augen sich mit Thränen füllten, »verzeihen Sie mir, aber das Kind meiner armen Schwester starb gerade vor einem Jahre daran.«

»Ach, dummes Zeug, Jones, warum willst Du mich erschrecken? Nicht wahr, Doktor, so sehr groß ist die Gefahr nicht?«

»Ich hoffe es allerdings nicht. Gegenwärtig, kann ich Sie versichern, deutet alles auf eine gutartige Form der Krankheit.«

»Ach, fühlen Sie nur sein Händchen an, Madame,« sagte die Jones. Mrs. St. Helen zog die Handschuhe nicht ab, sondern sagte zu mir, »natürlich wird er gerade jetzt etwas fiebern.«

Nachdem ich einige Anordnungen wegen der Temperatur des Gemaches, wegen der Diät des Kindes und dergleichen getroffen hatte, ging ich in ein anderes Zimmer, um ein Recept zu schreiben.

»Ich werde um vier Uhr zurückkommen, Jones,« sagte Mrs. St. Helen, indem sie die Kinderstube ebenfalls verließ und mir folgte, warte das Kind gut ab, und laß es keinen Augenblick aus den Augen! — Es freut mich zu hören, daß keine Gefahr dabei ist, Doktor,« sagte sie, und setzte sich neben mir, während ich anfing zu schreiben.

»Bei alle dem, liebe Mrs. St. Helen,« entgegnete ich, entschlossen, die Sache nicht so leicht hingehen zu lassen, »dürfen wir nicht zu fest darauf vertrauen. Es giebt zwei Formen der Masern, eine gutartige und eine sehr bösartige. Gegenwärtig läßt sich noch nicht mit Bestimmtheit sagen, in welcher Form sie auftreten werden.« Sie schwieg einige Minuten. — »Ich glaube, Ihnen in mei-

nem Billet geschrieben zu haben, daß ich die Masern nie gehabt habe. Kann sie eine erwachsene Person wirklich von einem Kinde bekommen?«

»Ohne Zweifel.«

»Himmel! — Ich werde den ganzen Tag in dem ganzen Hause Räucherkerzen brennen lassen. Mein Gott! es wäre schrecklich, wenn ich sie bekäme, — wegen (setzte sie schnell hinzu) des lieben kleinen Arthur.«

»Wir müssen das Beste hoffen,« antwortete ich, legte ruhig das Recept zusammen und verlangte, daß es ohne Verzug in die Apotheke getragen würde; dann nahm ich schnell Abschied, und wäre sie so empfindlich gewesen wie früher, so würde sie auf meinem Gesichte wohl eine mißbilligende Wolke bemerkt haben. War das Mutterherz bereits so unempfindlich gegen das leidende Kind? Welche höllische Veränderung war mit ihr vorgegangen? Konnte ich ihre selbstsüchtige Besorgniß verkennen? Warum ließ sie nicht sogleich wieder ausspannen, warum kleidete sie sich nicht sogleich wieder um und begab sich an den einzigen Platz, der ihr ziemte, an das Bett ihres Kindes? Es sollte anders sein. Wenige Minuten nach mir stieg sie in ihren Wagen und fuhr in den Park. Auf mein Anrathen wurde der ältere Knabe, Arthur, sogleich zu Mrs. Ogilvie geschickt, die in der Nähe von Chelsea wohnte, und ich besuchte eine Woche lang täglich den kleinen Georg. Alles ließ mich vermuthen, daß mein kleiner Patient bald wieder würde hergestellt sein. Mrs. St. Helen spielte, — wenigstens war ich unnachsichtig genug, dies für möglich zu halten, — in meiner Gegenwart die zärtliche Mutter und schien den innigsten Antheil an dem Kinde zu nehmen. Einige unbedeutende Umstände, die ich bemerken mußte, überzeugten mich, daß sie sich aus dem Kreise ihrer Ver=

gnügungen nicht zurückzog. Die Pflegerinnen des kleinen Georg waren, — nicht seine Mutter —, Miß Churchill und die Wärterin, die sich des Kindes höchst liebevoll annahmen, wie Mrs. St. Helen selbst ganz naiv zugestand, welche so die erste der Mutterpflichten der Gesellschafterin zuwies, die sie nur zur Theilnahme an ihren Vergnügungen eingeladen hatte.

Es war ungefähr der zehnte Tag nach meinem ersten Besuche, als ich gegen acht Uhr Abends plötzlich nach — Street gerufen wurde, und erfuhr, daß der kleine Georg unerwartet weit kränker geworden und Miß Churchill sehr besorgt sei. Ich begab mich so schnell als möglich hin und fand ihre Besorgnisse begründet. Es waren alle Anzeichen da, daß die Masern bösartig wurden. Das Kind hatte eben Krämpfe gehabt, der Athem war schnell und beschwerlich und das Fieber heftig.

»Die Symptome sind allerdings ernst, doch beunruhigen Sie sich nicht zu sehr, Mrs. St. Helen,« sagte ich, indem ich mich schnell umdrehete und vergaß, daß sie, die am meisten betheiligte, nicht zugegen war. Das Kind hatte sich wohl befunden, wie gewöhnlich, und war der Genesung schnell entgegen geschritten, bis um sechs Uhr Abends; um diese Zeit fuhr Mrs. St. Helen, nachdem sie sich nach dem Kinde erkundigt hatte, zum Diner zu Lady —, wohin sie den Wagen um neun Uhr bestellt hatte, um von da in die Oper zu fahren. Miß Churchill und die Dienerschaft vergaßen in der Angst alles dies und schickten nach mir. Ich gab die dienlich scheinenden Verordnungen, verließ das Zimmer und winkte Miß Churchill, mir zu folgen.

»Der liebe, liebe Kleine! Ich fürchte, er ist *sehr* krank,« sagte sie bewegt und in Thränen, als sie mit mir in ein anderes Zimmer ging. Ich gestand ihr, daß ich

das Kind für gefährlich krank hielte. »Haben Sie nach Mrs. St. Helen geschickt? Sie sollte doch hier sein.«

»Ach, Herr Doktor, wir sind alle so erschrocken, — aber wir wollen fragen,« antwortete sie und eilte vor mir die Treppe hinunter. »Ich glaube nicht, daß nach ihr geschickt worden ist, aber es soll sogleich geschehen. Warten Sie, — neun Uhr! Sie wird bereits in der Oper sein.«

»So will ich sogleich dahin fahren, da mein Wagen hier ist und sie mit zurückbringen. Es würde nicht gerathen sein, sie zu schnell und an einem solchen Orte zu erschrecken. An welcher Seite ist ihre Loge?«

»Nummer . . . links von der Bühne. Ich glaube wenigstens, Sie werden sie in dieser Loge finden, welche der Herzogin von — gehört und ihr von derselben heute angeboten wurde.«

Ich fuhr sogleich fort und hatte einen doppelten Zweck vor Augen, indem ich dies that: sie so bald als möglich mit einer so ernsten Sache, wie die gefährliche Krankheit ihres Kindes war, bekannt zu machen und dabei zu versuchen, ob ich sie aus der Verblendung, in die sie gefallen war, zu wecken und an die hohen heiligen Pflichten zu erinnern vermöchte, welche sie zu vernachlässigen begann. Der Anblick ihres sterbenden Kindes sollte das schlummernde Muttergefühl erwecken, und dies mußte ihr dann wohl auch ihren fernen Gatten zurückrufen. In dem Theater gelangte ich in der Eile auf die falsche Seite. Ich ging in mehrere leere Logen, ehe ich meinen Irrthum bemerkte, und als ich denselben endlich erkannte, nahm ich mir vor, einige Augenblicke dazubleiben, wo ich war, und zu sehen, was in der Loge der Herzogin von — vorgehe. Da saß allerdings Mrs. St. Helen, das Gesicht nach der Bühne zu gewendet, elegant gekleidet wie gewöhnlich und außerordentlich

schön. Ihre linke Hand bewegte langsam ihren Fächer, und offenbar sprach sie mit Jemand im Hintergrunde der Loge. Ich betrachtete sie mit wirklicher Angst, indem ich an ihrem Gatten, wenn sie nicht bereits eine Wittwe war, und an ihr sterbendes Kind dachte. Mein Muth verließ mich fast, und ich fing an zu bedauern, daß ich die peinliche Pflicht übernommen hatte, welche mich herführte. Ich lehnte mich so weit als möglich hinaus, um wo möglich zu erkennen, wer bei ihr in der Loge sei, aber umsonst. Wer die Person auch war, mit der sie sprach, dieselbe hielt sich so weit als möglich aus dem Gesichte. Eben aber als ich meinen Posten verlassen wollte, überzeugte mich das plötzliche Erscheinen eines rothen Armes mit der Feder an einem Offizierhute, daß ihr Gesellschafter Alverley sei. Ich empfand nun noch größern Widerwillen gegen das, was ich über mich genommen hatte; doch eilte ich auf die andere Seite des Hauses und stand bald an der Thür der Loge. Ich klopfte, und sogleich öffnete mir — der Kapitän Alverley.

»Ist Mrs. St. Helen hier?« fragte ich. Er verneigte sich steif und ließ mich eintreten. Mrs. St. Helen erröthete, als sie mich erblickte; dann stand sie auf, kam auf mich zu und wurde plötzlich ganz bleich, denn sie mußte bemerken, daß in meinen Zügen etwas Verstörtes lag.

»Gütiger Gott! Doktor, was bringt Sie hierher?« fragte sie unter immer heftiger werdendem Zittern.

»Erlauben Sie mir zu fragen, Sir,« sagte Kapitän Alverley, der mit stolzer Neugier dazwischen trat, ob etwas geschehen, was die Besorgniß rechtfertiget, die Mrs. St. Helen . . .«

»Ich möchte Sie nicht erschrecken,« sagte ich zu ihr gewendet, ohne ihren Gesellschafter und das, was er

äußerte, zu beachten, ich konnte meinen Widerwillen gegen ihn nicht überwinden, »aber ich glaube, es wäre besser, wenn Sie mit mir nach Hause führen; mein Wagen wartet auf Sie.«

»Ach mein Kind! mein Kind!« rief sie schwach, indem sie wieder auf den Sitz sank; »was ist geschehen, um Gottes willen!«

»Es geht — plötzlich — schlechter mit dem Kleinen, doch hoffe ich, es wird schon jetzt sich wieder gebessert haben.« Sie sah mich forschend an, während ihr Gesicht so weiß wurde wie das Kleid, das sie trug. Ihr Athem wurde schnell und kurz, und es war mir eben recht, daß die laute, lustige Musik den Schrei, den ich jeden Augenblick zu vernehmen glaubte, übertäuben werde. Es gelang mir jedoch mit Beihülfe des Kapitän Alverley, sie nach meinem Wagen zu bringen, und wir fuhren so schnell als möglich nach ihrer Wohnung, da die Aufregung der Mrs. St. Helen sehr heftig zu werden drohete. Sie schluchzte krampfhaft. »Wie grausam, wie grausam bin ich gewesen,« flüsterte sie, — »in die — in die Oper zu fahren, während mein Liebling stirbt!«

»Betrüben Sie sich nicht durch nutzlose Vorwürfe. Sie glaubten, als Sie ihn verließen, wie wir alle auch geglaubt haben, er gehe schnell und sicher der Genesung entgegen.«

»Ach, ich hätte nie — nie sein Bett verlassen sollen! Ach, wenn ich ihn verlieren sollte! Ich werde meinem Manne nicht vor die Augen treten können.« So klagte sie sich weiter an, bis sie erschöpft und heftig schluchzend zurücksank. Als wir in die Straße gelangten, in welcher sie wohnte, flüsterte sie, — und es kostete ihr offenbar große Ueberwindung: »Liebster Doktor, — ich sehe — ich weiß, was Sie denken müssen, — aber ich versichere

Sie, — ich — ich — Kapitän Alverley war eben in die Loge getreten, mir ganz unerwartet und zu großem Verdrusse.«

Es war mir lieb, daß der Wagen eben hielt und mir so den Schmerz ersparte, ihr antworten zu müssen. Miß Churchill kam an den Wagen, sobald die Einfahrt geöffnet war, und mußte Mrs. St. Helen fast in ihren Armen halten, da dieselbe kaum zu stehen vermochte.

»Emma, Emma! Es geht weit besser mit ihm, weit besser,« sagte Miß Churchill, indem sie die Unglückliche fortführte.

»Ach, ich werde sterben! mir ist sehr unwohl! Ich kann es nicht ertragen — kannst Du mir vergeben?«

»Still, still! Du sprichst irre!« rief Miß Churchill, als wir Mrs. St. Helen in das Speisezimmer brachten, wo sie blieb, bis sie einigermaßen ruhiger geworden war. Herr —, der wohlbekannte Apotheker, der nach einiger Zeit in das Zimmer kam, um sich zu empfehlen, versicherte, es gehe mit dem Kinde um Vieles besser und er fürchte nichts mehr. Dies konnte ich glücklicherweise bestätigen, als ich das Kind wiedergesehen hatte. So verließ ich sie für die Nacht und hatte nur schwache Hoffnung, daß ein wirksamer Schritt geschehen sei, um die höllischen Bande zu zerreißen, mit denen sie Satan in Gestalt Alverley's umstrickt hatte. Meine Hoffnung schien sich jedoch zu rechtfertigen; der Morgen, Mittag und Abend sah Mrs. St. Helen an dem Bette des Kindes als eifrige, besorgte, liebende Pflegerin — fast eine Woche lang. Sie gab ihm selbst alle Arzenei, leistete ihm eigenhändig alle die kleinen Dienste, welche sein Zustand erforderte, befahl Alle, welche sie besuchen wollten, außer Mrs. Ogilvie, abzuweisen, und verbannte ohne Zweifel aus ihrem geängstigten Herzen alle Gedanken an den Kapitän Alverley.

Den Morgen nach dem Abende, an welchem ich sie auf die geschilderte Weise aus dem Theater nach Hause gebracht hatte, sah ich, als ich in meinen Wagen stieg, zwischen den Kissen des Sitzes ein Papier liegen. Ich hielt es für einen Zettel mit Notizen von mir und hob es auf; aber mit unbeschreiblichem Gefühle las ich die folgenden, flüchtig mit Bleistift geschriebenen Worte:

»Wollen Sie, Engel, mich zu einer fernen Bewunderung Ihrer einsamen Schönheit verdammen? Ich sitze da ungeduldig in der Loge der alten — ; um des Himmels Willen erlösen Sie mich. Sehen Sie nur hinunter und nicken Sie, wenn Sie dies gelesen haben. — Ich werde es verstehen und — verlassen Sie sich darauf — Ihre Güte nicht mißbrauchen.«

Im Unwillen zerriß ich das Papier in hundert Stücke, bedauerte dann aber, daß ich es nicht behalten und couvertirt mit »einer Empfehlung« an Mrs. St. Helen geschickt habe, so daß sie erfuhr, in wie weit ich ihre verbrecherischen Geheimnisse kenne. Konnte ich nun noch einen Augenblick über die Art der Aufmerksamkeiten in Ungewißheit sein, die der Schurke der Mrs. St. Helen erwies, und sie sich gefallen ließ? Sie mußte, nachdem sie diese Zeilen gelesen hatte, hinuntergesehen und genickt, und auf diese Weise den Bösen in ihre Nähe beschieden haben. Ich gedachte da auch an die Lüge, welche sie trotz ihrem Schmerze Geistesgegenwart genug gehabt hatte zu erfinden, um seine Anwesenheit bei ihr zu erklären, indem sie versicherte, dieselbe sei unerwartet und ihr zuwider gewesen. Ich ging lange mit mir selbst zu Rathe, ob ich ihr meine Entdeckung mittheilen sollte, hielt es aber endlich aus vielen Gründen für gerathener, gar kein Notiz davon zu nehmen. Ich sah sie jetzt mit ganz andern Augen an, als früher. Es war mir, als

beflecke ihre Anwesenheit das Gemach der leidenden Unschuld. Ihre ungewöhnliche Schönheit hatte keinen Reiz mehr für mein Auge; ihr einnehmendes Wesen blieb von mir unbeachtet. So bedauerte ich es auch nicht, als der Tag kam, an welchem sie ihre beiden Kinder an das Meer begleiten wollte; diese Reise befreite mich vielmehr von der Anwesenheit einer Person, deren Lebenswandel täglich meinen Abscheu und Unwillen erregte.

Sie kam, wie ich hörte, von der Seeküste zurück, sobald sie ihre Kinder dahin gebracht hatte; direct erfuhr ich nichts davon. Sie meldete mir weder die glückliche Ankunft ihrer Kinder, noch deren Befinden, noch ihre eigene Rückkehr. Wenn wir einander zufällig auf der Straße begegneten, so nickte sie allerdings, aber es war nicht mehr der herzliche Gruß wie früher. Ich bemerkte, daß sie nicht ganz wohl aussah und auf ihrem Gesichte eine gewisse Unruhe lag; da ich aber von ihrer Rückkehr nach der Stadt weiter nichts wußte, als daß ich ihr, wie erwähnt, bisweilen begegnete, so konnte ich ihr natürlich keinen Besuch machen. Ich war neugierig, ob sie wohl an die Möglichkeit denke, daß das Billet von Alverley ihr in meinem Wagen entfallen sein, und ich also Kenntniß von dem Inhalte erhalten haben könne. Sie konnte sich erinnern, daß sie es nicht vernichtete, vielleicht gar nicht den Willen gehabt, es zu vernichten; sie konnte den Kapitain Alverley gefragt haben, ob er es gesehen; sie konnten in der Loge darnach gesucht haben, und dann mußte sich ihrer schuldigen Seele die Möglichkeit darstellen, daß es in meine Hände gefallen war. Konnte ich etwas thun, sie aus der Gefahr zu befreien, in welche sie gerathen war? Welches Recht aber hatte ich, einzuschreiten — wie stark auch mein Verdacht, wie groß auch mein Interesse für ihr Wohl und meine

Freundschaft für ihren Gatten sein mochte? Konnte ich nicht wenigstens mit dem General oder Mrs. Ogilvie darüber sprechen? Aber ihn kannte ich gar nicht, und sie hatte ich nur selten und bloß im Hause der Mrs. St. Helen gesehen, und überdies kannte, wie sich aus dem Auftritte zwischen den beiden Schwägerinnen, den ich störte, schließen ließ, Mrs. Ogilvie das leichtfertige Benehmen der Mrs. St. Helen bereits, wußte und fürchtete vielleicht noch weit mehr. Dennoch konnte meine Mittheilung übel genommen werden, und ich entschloß mich also, ein so gefährliches Experiment lieber gar nicht zu machen.

Anonyme Briefe zu schreiben war mir verhaßt. Sollte ich geradezu an Mrs. St. Helen schreiben und sie wegen ihres Betragens ernstlich zur Rede setzen? — Was hatte mein früherer Versuch genützt? Wenn sie nun meinen Brief mit Unwillen zurückwies, oder ihn gar dem Kapitän Alverley mittheilte? — Kurz, ich sah keinen Weg, auf welchem ich hoffen konnte, mit Glück zwischen das Opfer und den Zerstörer zu treten, zog mich also von dem peinlichen Anblicke ganz zurück und versuchte, die Sache zu vergessen. Leider mußte ich in Gesellschaften bisweilen die traurigsten Gerüchte über den Grad der Vertraulichkeit zwischen dem Kapitän Alverley und Mrs. St. Helen hören. Die bösen Zungen beschäftigten sich viel mit ihren Namen, die endlich sogar den Weg in die Zeitungen fanden. War z. B. Folgendes nicht deutlich genug?: »Das seltsame Benehmen der liebenswürdigen Frau eines tapfern Officiers fängt an, in der beau monde Aufmerksamkeit zu erregen. Man erzählt, es sei so weit gekommen, daß eine sehr hohe Person sich mißbilligend darüber ausgesprochen rc. rc.« während in einigen rücksichtsloseren Blättern ihr und des

Kapitäns Name mit sehr starken Ausdrücken genannt wurde.

Ach, armer Oberst St. Helen! — war dies die zärtliche, liebevolle Gattin, die Du in so großem Kummer zurückließest — die Mutter Deiner Kinder, sie, der Du so viel anvertraut, von welcher Du nach Deinen gefährlichen und ruhmvollen Anstrengungen ein so begeistertes Willkommen erwartetest? Besser wäre es für Dich, Du fielest im Kugelregen unter dem Donner der Kanonen, als daß Du lebtest, um eine so traurige Veränderung in der Heimath zu finden.

Ach, daß ich es erzählen soll! Mrs. St. Helen wurde zuletzt so rücksichtslos, die Folgen ihrer schändlichen Aufführung waren so sichtbar, daß es selbst einige der nicht eben strengen Cirkel, in welchen sie sich bewegte, für nöthig hielten, sie auszuschließen.

An einem lieblichen Sonntagsmorgen im Mai 18— ließ ich auf der Rückkehr von einem Besuche in der Nähe von Kensington den Kutscher ganz langsam fahren, um die herrliche Frühlingsluft länger genießen und meinem kleinen Sohne, den ich mit mir genommen hatte, die Schönheit von Hyde Park zu zeigen. Die Sonne stand klar an dem blauen heitern Himmel, aber noch war Alles frisch vom Morgenthau. Wir waren Niemanden begegnet und plauderten mit einander, als ein schweres Gerassel die Annäherung eines schnellfahrenden Wagens verrieth. Es war eine vierspännige Equipage, die uns in Galop entgegenkam. Ich konnte in den Wagen hineinsehen und erblickte — Mrs. St. Helen und den

Kapitän Alverley. Sie war offenbar in heftiger Bewegung, ihr weißer Anzug schien sehr eilig angelegt worden zu sein, ihr Haar hing aufgelöset umher, — sie rang die Hände und weinte heftig. Er dagegen war so sehr beschäftigt, sie zu beruhigen, daß er mich nicht bemerkte. Ich erschrak so sehr, daß mir fast der Athem verging. Es war, als ob Satan mit einem gefallenen Engel davon eile.

Ich hatte also ihre Entführung gesehen. Ja, der letzte Schritt war geschehen, der die Unglückliche, die Schuldige auf immer von Allem schied, was ehrbar, tugendhaft und kostbar im Leben ist, — der sie unrettbar in die Schande stürzte; — und ihr Gatte! — ihre Kinder! Ja, Teufel, Du hattest gesiegt.

Meine durch den schönen ruhigen Morgen hervorgerufene heitere Stimmung war mit einem Male verschwunden. Es war, als verdunkele eine Wolke den Himmel und fülle meine Seele mit beängstigendem Grauen. »Vater!« rief mein Sohn; »woran denkst Du? Thut Dir jener Herr und jene Dame leid? Ich möchte wissen, wer sie sind. Warum weinte sie? Ist sie krank?« Seine Fragen erregten endlich meine Aufmerksamkeit, aber ich konnte ihm nicht darauf antworten, denn er erinnerte mich an den kleinen Arthur St. Helen, der so ziemlich in seinem Alter war. Arme Kinder! Unschuldige Kinder einer schamlosen Mutter, was sollte aus Euch werden? Welche abscheuliche Erinneruugen werden nun auf immer an Eurem Namen haften!

Gegen elf Uhr fuhr ich durch — Street, und als ich mich dem Hause der Mrs. St. Helen näherte, zeigte es sich sogar auf der Straße, daß etwas Ungewöhnliches geschehen sei. Als ich an das Thor gelangte, — denn ich wollte in das Haus hineingehen, und sollte ich bloß

melden, was ich gesehen, — erblickte ich mehrere Personen in großer Bewegung in dem Gesellschaftszimmer. Der Bediente, welcher das Thor öffnete, schien ganz bestürzt zu sein. Ich wurde ersucht, die Treppe hinaufzugehen, sobald ich meine Karte abgegeben hatte, und bald befand ich mich in dem Gesellschaftszimmer vor Miß Churchill, dem General Ogilvie und dessen Gattin, dem Grafen und der Gräfin Hetheringham und mehreren anderen Verwandten und Bekannten des Obersten und seiner Frau. Mrs. Ogilvie war ganz außer sich, ging auf und nieder und rang in Verzweiflung die Hände. Ich wendete mich zuerst an Miß Churchill, die mir am nächsten stand. Sie nahm meine Hand, ließ sie aber, von ihren Gefühlen überwältigt, schnell wieder fahren und wendete sich ab.

»Meine theure Gräfin,« sagte ich zu der Gräfin von Hetheringham, die jetzt am Sopha saß und mit einer Dame sprach, während sie das Taschentuch an die Augen hielt: »Ich fürchte, das Geschehene errathen zu können.«

»Sie hat sich entführen lassen, Doktor!« entgegnete sie schnell, »ja wohl. Wir sind alle wie vom Blitze getroffen. Wir wollten eben zur Kirche gehen, als wir die traurige Nachricht erhielten. Wir eilten hierher, und sind nun seitdem da. Noch habe ich keiner meiner Töchter etwas davon gesagt.«

»Ihr Begleiter ist, wie ich vermuthe — «

»Natürlich der schändliche Kapitän Alverley. Es ist Schade, daß er einmal den Rang und die Güter seiner Familie erbt. Der Graf spricht von einer Ausforderung; ich werde aber dafür sorgen, daß so etwas nicht geschieht.«

»Wie und wann entfloh sie?« fragte ich. »Ich kam

nur, um das Geschehene zu melden, da ich den Flüchtigen diesen Morgen in dem Park begegnete.«

»Herbert!« rief die Gräfin in einem minder schleppenden Tone, als gewöhnlich, zu dem Grafen von Hetheringham gewendet, der mit dem General Ogilvie und einem andern Herrn an dem andern Ende des Zimmers leise sprach; »der Doktor — sagt, er sei den Flüchtigen diesen Morgen in dem Park begegnet.«

»Wirklich!« entgegnete der Graf, und alle drei traten zu uns. Ich erzählte, was ich gesehen hatte, und sie hörten mich schweigend an.

»Glauben Sie, daß wir die Sache in Horse Guards anzeigen?« fragte der Graf den General Ogilvie. »Ich habe Lust, morgen zu dem Oberbefehlshaber zu gehen und ihm das infame Betragen seines Adjutanten gegen einen ausgezeichneten Offizier vorzustellen.« Der General und der andere Herr schüttelten den Kopf, und dann gingen sie wieder alle drei in einen andern Theil des Zimmers, wo sie das Gespräch fortzusetzen schienen, das durch den Ruf der Gräfin unterbrochen worden war.

»Wenn ich Ihnen die Wahrheit sagen soll, Doktor,« fuhr sie fort, »es wundert mich nicht, daß es so gekommen ist...«

»Gott, Gräfin, sie setzen mich in Erstaunen...«

»Ihr Vater war, wie Sie wissen,« fuhr die kalte Gräfin fort, »ein zu gutmüthiger Mann, und gab ihr keine rechte Erziehung. Meine Töchter sind so streng als möglich erzogen worden, und ganz unter meiner Aufsicht. Mrs. St. Helen versuchte ich auch zu bilden, als sie eine kurze Zeit bei uns war, aber — vergebens. Ich sah die Nutzlosigkeit meiner Bemühungen bald ein, und meine Töchter lernten nichts Gutes von ihr, so lange sie bei uns war, ich versichere es Sie.«

»Aber, Frau Gräfin, bemerkten Sie jemals etwas Unschickliches in ihrem Benehmen, so lange sie sich in Ihrem Hause befand?«

»Ei nun, doch wohl, wenn auch nicht geradezu; aber, glauben Sie mir, der Kopf des Mädchens war von dem Unsinn ganz verdreht, den ihr die Herren vorredeten, wie das so ihre Sitte ist; — sie hielten sie für hübsch!« — Sie hielt inne, ich verbeugte mich aber bloß.

»Es ist traurig für uns, Doktor, nicht wahr?« fuhr die Gräfin fort. »Die Zeitungen werden wegen ihrer Verwandtschaft mit uns sich bald der Sache bemächtigen; das ist wirklich unangenehm.« — In diesem Augenblicke trat ein Bedienter ein und sprach leise mit Miß Churchill, die mit Mrs. Ogilvie sogleich das Zimmer verließ. »Wahrscheinlich eine Nachricht wegen der Kinder,« sagte die Gräfin in demselben kalten Tone, den sie bisher beibehalten hatte. »Wie bedaure ich sie! die armen Wesen, es wird ihnen immer vorgeworfen werden; es wird ihnen schwer werden, ihrem Stande gemäß durch das Leben zu kommen.« Und sie seufzte. »Sollte es dem Obersten wohl schwer fallen, wenn er nach England zurückkehrt, eine Scheidung zu bewirken? Freilich kommt dann Alles zu sehr an den Tag!« Ich weiß nicht, wie lange die Gräfin noch in diesem Tone fortgesprochen haben würde; ich war es herzlich überdrüssig, stand also auf, verbeugte mich und sagte, ich wünschte noch Mrs. Ogilvie zu sprechen, da sie wie Miß Churchill sehr angegriffen zu sein schien.

»Sie werden von der Sache nicht mehr, als nöthig ist, sprechen, Doktor,« setzte die Gräfin höchst würdevoll hinzu.

»Verlassen Sie sich auf meine Vorsicht,« antwortete ich, und verließ das Zimmer, empört über den Ton,

in welchem ein so furchtbares Ereigniß von einer Dame besprochen wurde, die dasselbe so nahe anging. Ich forderte einen Bedienten auf, mir das Zimmer zu zeigen, wohin Mrs. Ogilvie und Miß Churchill sich begeben hatten, und wurde in das Boudoir geführt. Ach, wie weh that mir das Herz, als ich flüchtig die eleganten Kleinigkeiten überblickte, die geschmackvoll in dem Zimmer aufgestellt waren, besonders ein schönes Portrait der Mrs. St. Helen in ganzer Figur, das an der Wand hing.

»Ach, die Elende, die Schändliche!« rief Mrs. Ogilvie, als sie sah, daß ich das Portrait betrachtete; sie streckte die Arme nach demselben aus, bedeckte sodann ihr Gesicht mit beiden Händen und weinte, als wolle ihr das Herz brechen. Ich stand auf und drehete das Gemälde um.

»Mein Bruder! mein edler Bruder!« schluchzte Mrs. Ogilvie, und sank, von ihrem Gefühle überwältigt, auf einen Stuhl.

»Wo ist meine Mutter?« fragte fortwährend der kleine Arthur, den Miß Churchill liebevoll in ihren Armen hielt, während ihre Thränen wie Regentropfen auf sein Köpfchen fielen. Er war das Ebenbild seiner schönen — gefallenen Mutter.

»Sie ist fort, fort, liebes Kind. Du wirst sie nie wiedersehen,« flüsterte sie.

»So will ich gehen und sie holen, sage mir nur, wo sie ist.«

Miß Churchill weinte und antwortete nicht.

»Warum hast Du Mama's Bild so umgedreht?« fragte er weiter, indem er mich mit einem stolzen Blicke ansah, der mich ganz an seine schuldige Mutter erinnerte. »Ich habe meine Mutter lieb, und Du sollst das nicht thun.« Miß Churchill küßte ihn leidenschaftlich,

antwortete aber nicht. Mrs. Ogilvie stand auf, winkte mir, verließ das Boudoir und trat in das anstoßende Zimmer. »Ach, Doktor, kann irgend einer der schrecklichen Auftritte, die Sie je erlebt haben, diesem gleichkommen? Ich wollte lieber, ja ich wollte, ich wäre meinem Bruder und seiner Frau zum Grabe gefolgt, als daß ich diesen Tag sehen mußte. — Mein lieber — braver — zärtlicher — edler — betrogener Bruder! — Da lesen Sie, lesen Sie, wenn Sie können. Es hat mir fast das Herz gebrochen.« Und schnell zog sie einen Brief aus dem Busen, reichte mir ihn hin und sagte, Mrs. St. Helen habe denselben erst in letzter Nacht erhalten und denselben bei ihrer eiligen Flucht, die dadurch vielleicht veranlaßt worden sei, liegen lassen. Der Brief war von dem Obersten St. Helen, und ganz feucht, — vielleicht von den Thränen derer, welche ihn gelesen hatten. Er lautete:

Malta, 10. April 18..

»Meine süße Emma! Noch liegen zweitausend neidische Meilen zwischen uns. Ach, hätte ich eines Engels Flügel, um in einem Augenblicke bei Dir sein zu können! Aber ach, das habe ich tausendmal gewünscht, seit ich Dich verlassen, — seit vier langen Jahren. Meine liebliche Emma! Abgott meines Herzens — so sollen wir doch in Kurzem wieder beisammen sein? Ich soll meine schöne Emma wieder in meine Arme schließen, um mich nie, nie wieder von ihr zu trennen? Nein, Theuerste, alle Schätze Indiens sollen mich nicht bewegen, Dich nochmals zu verlassen!... Ich komme etwas früher zurück, als mein Regiment, da ich ein wenig, — vergiß nicht, Liebe! nur ein wenig — Invalid bin. Beunruhige Dich nicht, meine theure Emma, denn ich versichere Dich, au-

meine Ehre, daß ich ganz hergestellt bin. Ich erhielt in der Schlacht bei A— eine häßliche Wunde am linken Arme von einer Flintenkugel, so daß ich fast sechs Wochen lang in meinem Zelte und meinem Bette bleiben mußte, und Lord— schrieb mir sehr freundlich, er werde darauf bestehen, daß ich auf ein Jahr nach England zurückkehre, um mich wieder zu erholen. Ich machte die Reise zu Lande, und bin sehr ermattet davon. Eine wichtige Angelegenheit hält mich hier auf Malta eine Woche zurück, aber mit dem nächsten Schiffe kehre ich nach dem lustigen Altengland zurück. — Und wie ist es Dir gegangen, meine theuerste Emma? Wie befinden sich Arthur und Georg? Warum schreibst Du mir so wenig von ihnen? und auch von Dir selbst? Wahrscheinlich hegst auch Du die gewöhnliche Meinung, daß Deine Briefe von Anderen geöffnet würden, als von denen, an die sie gerichtet sind. — Wie oft habe ich gedacht, wie wohl meine beiden Jungen jetzt aussehen mögen! Den Georg habe ich noch gar nicht gesehen! — gleicht er Dir wirklich? Im Vorbeigehen gesagt, ich habe Dir einige schöne Diamanten mitgebracht, und mich fast zum Bettler gemacht (bis ich nach England komme), um sie für meine Emma zu erhalten. Wie werde ich mich freuen, sie an Dir zu sehen!

Wenn nichts Außerordentliches vorfällt, wirst Du mich etwa eine Woche nach dem Empfange dieses Briefes sehen, — höchstens einen oder zwei Tage später; und, theuerste Emma, ich wünsche sehr, daß Du die Woche nach Empfang dieses Briefes allein bleibest, denn ich muß Dich ganz für mich haben, wenn ich komme, und kein Fremder darf unsere Freude stören. Gott behüte Dich, meine theuerste, theuerste Emma!

Küsse die lieben Knaben herzlich in meinem Namen.

Dein

zärtlicher Gatte,

Arthur St. Helen.«

Ich gab den Brief schweigend Mrs. Ogilvie zurück, die ihn mit einem Seufzer wieder in den Busen steckte.

»Sie muß ihn gelesen haben,« sagte ich nach einer Pause.

»Ja,« antwortete sie mit einem Schauder des Abscheus und des Unwillens, »und wenn sie ihre Schuld fühlte, so begreife ich nicht, wie sie noch leben kann.«

»Was denken Sie mit den Kindern zu thun?« fragte ich.

Sie entgegnete, sie habe bereits Befehl gegeben, dieselben in ihr Haus zu bringen, wo sie bleiben sollten, bis ihr Bruder eintreffe. Bei den letzten Worten zitterte sie heftig.

»Haben Sie etwas von den traurigen Gerüchten über die Aufführung der Mrs. St. Helen gehört?« fragte ich leise.

»Ja, ja wohl, — das schändliche Weib! Aber wir, ich und mein Mann, waren in den letzten sechs Monaten auf dem Festlande, sonst würden wir die armen Kinder aus ihrer vergiftenden Nähe genommen haben, mit Gewalt, wäre es nöthig gewesen. Ich machte ihr oft die dringendsten Vorstellungen; in der letzten Zeit wurde sie aber sehr hochmüthig und antwortete mir sehr unziemlich.«

»Ach, ich fürchte, ihr Herz ist schon längst verderbt gewesen.« Sie schüttelte ihr Haupt und schluchzte. Ich erwähnte das Billet, das ich in meinem Wagen gefunden hatte.

»Ach, noch viel, viel Schlimmeres als das haben

wir seit unserer Rückkunft von der Reise erfahren müssen. Ihre schamlose Aufführung trieb Miß Churchill schon vor mehreren Monaten aus dem Hause. Ach, und welche Auftritte mußte sie dennoch mit ansehen! Giebt es denn keine Strafe für diesen niederträchtigen, schändlichen Alverley?«

»Ist es wahr, Mrs. Ogilvie, daß der Elende sogar die Niederträchtigkeit hatte, bedeutende Geldsummen von Mrs. St. Helen zu entlehnen?«

»Ich habe es auch gehört, daß sie das Vermögen meines armen betrogenen Bruders und ihrer Kinder angriff, um ihm die Mittel zum Spiele zu geben; aber ich kann, ich darf nicht weiter daran denken. Ich werde wahnsinnig darüber.«

Ich erfuhr, daß Mrs. St. Helen in der vorigen Nacht spät oder vielmehr früh am Morgen von Vauxhall mit dem Kapitän Alverley zurückgekommen, und daß ihr gleich darauf der obige Brief des Obersten St. Helen übergeben worden sei. Ihre schuldbeladene Seele erbebte bei dem Anblicke der Schriftzüge ihres Gatten. Kapitän Alverley, der ihr in das Zimmer folgte, öffnete und las den Brief; er würde denselben mit sich genommen und vernichtet haben, hätte sie nicht so heftig verlangt, ihn zu lesen, daß er nachgeben mußte. Sie sank in Ohnmacht, ehe sie den Brief zur Hälfte gelesen hatte. Von dem später Vorgefallenen hörte ich weiter nichts, als daß der Kapitän sich gegen drei Uhr entfernt habe, und nach etwa einer Stunde wiedergekommen sei; daß gegen fünf Uhr ein vierspänniger Reisewagen vorgefahren, Mrs. St. Helen aber so angegriffen und unwohl gewesen sei, daß es erst gegen halb acht Uhr dem Kapitän gelang, sie fast bewußtlos in den Wagen zu bringen, nachdem er vergebens versucht hatte, das

Kammermädchen zur Mitreise zu bewegen. Den bestürzten und ungläubigen Dienern sagte er, ihre Herrin fahre dem Obersten entgegen. Sie hatte sich nicht in das Zimmer gewagt, wo ihre Kinder in glücklicher Unkenntniß des Geschehenen schliefen.

In den Zeitungsblättern vom Montage erschienen die gewöhnlichen Notizen über »eine Entführung in der vornehmen Welt,« und einige bezeichneten die Namen mit Anfangsbuchstaben. Eine dieser Zeitungen erwähnte die Verwandtschaft der Mrs. St. Helen mit der Familie des Grafen von Hetheringham, die, wie gesagt wurde, »durch das traurige Ereigniß in die größte Bestürzung versetzt worden sei« ꝛc. — was die Gräfin so verletzte, daß in der nächsten Nummer jener Zeitung die folgende Anzeige erschien, die ich wörtlich gebe. »Wir sind ersucht worden, bei der ersten Gelegenheit eine unabsichtliche und höchst beleidigende irrige Angabe zu berichtigen, welche in unserm gestrigen Blatte in Bezug auf das höchst betrübende Ereigniß in — Street erschien, welche Angabe eine sehr hoch gestellte Familie tief verletzen muß. Es ist nicht wahr, daß die Dame, Mrs. —, in der Familie des Grafen von Hetheringham erzogen wurde. Sie ist allerdings entfernt mit dem Grafen verwandt, und befand sich in ihrer Jugend eine Zeitlang zum Besuch in dem Hause desselben, bis einige Familienangelegenheiten geordnet waren; es ist uns aber mitgetheilt worden, daß jene Dame und die erwähnte Familie lange Zeit gar keine Verbindung mit einander unterhalten haben.« Weiter berichtete dieselbe Zeitung: »Mrs. St — sei eine Dame von großer Schönheit und habe sechs Kinder verlassen.« Eine andere Zeitung unterrichtete ihre Leser, »der tapfere Begleiter einer gewissen liebenswürdigen entflohenen Dame sei der wahrscheinliche Erbe einer

Pairschaft und eines glänzenden Vermögens.« Eine dritte sagte, »die letzte Entführung werde wahrscheinlich den Advokaten eine reichliche Ernte gewähren.« Eine vierte setzte hinzu, »der Gatte einer Dame, deren neuliche Entweichung u. s. w., sei ein ausgezeichneter Offizier, habe ihres leichtfertigen Lebenswandels wegen längst von ihr getrennt gelebt und werde Schritte thun, um eine Scheidung zu bewirken u. s. w.« Mit solchen Dingen wurde, wie es gewöhnlich geschieht, die Neugierde der fashionablen Welt gekitzelt, — was aber immer nur einen Augenblick währt, bis die Aufmerksamkeit von neuem durch die Andeutung erweckt wird, daß »die Dame, deren Entweichung vor einiger Zeit so großes Aufsehen erregt, sich selbst das Leben genommen, oder das ehrloseste Leben begonnen habe u. s. w., und daß Kapitän Alverley, wie das Gerücht gehe, die liebenswürdige Miß — zum Altare führen werde u. s. w.« So geht es allerdings häufig, aber nicht so geschah es mit Mrs. St. Helen.

Am Montage wurden die verlassenen kleinen St. Helens mit Miß Churchill in das Haus der Mrs. Ogilvie gebracht, während der General in — Street blieb, um den Obersten St. Helen zu empfangen, wenn er ankäme, und ihm auf die beste Weise die traurige Nachricht von der Untreue und Flucht seines Weibes mitzutheilen. Da man nicht wußte, wann und woher der Oberst St. Helen in der Hauptstadt eintreffen würde, so konnte man seine Ankunft in — Street nicht hindern, wäre dies auch wünschenswerth gewesen. Bis zum Donnerstage war er noch nicht erschienen. Am Abend dieses Tages aber rasselte ein mit Staub bedeckter Reisewagen heran, und nach wenigen Augenblicken hielten die keuchenden Pferde an der Thür des Obersten St. Helen. Ehe der Postillon absteigen oder ein Diener das Thor öffnen, oder der

General Ogilvie erscheinen konnte, wurde der Kutschschlag von innen aufgerissen und ein Herr in bestäubtem Reiseanzuge, den linken Arm in der Binde tragend, sprang heraus und nach der Hausthür hin. Während er ungeduldig klopfte, wurde die Thür geöffnet.

»Ist Mrs. St. Helen —« begann er schnell und freudig, aber bei dem Anblick des Dieners, der todtenbleich, zitternd und schweigend dastand, hielt er inne.

»Was — was ist geschehen?« stammelte der Oberst, denn er war es. »Ach, Ogilvie!« fuhr er fort, indem er dem General entgegeneilte, der jetzt erschien.

»Mein lieber St. Helen,« begann der General, sichtbar sehr bewegt. Ein tiefer Seufzer wand sich aus der Brust des Obersten, als er sich in das Speisezimmer führen ließ.

»Was ist geschehen?« fragte er kaum hörbar, während der General, der einen Augenblick keine Worte finden konnte, die Thüre verschloß. Das Gesicht des Obersten überzog sich bei der Frage mit Todtenblässe, und seine rechte Hand hielt die des Generals krampfhaft fest.

»St. Helen, Sie müssen das Geschehene ertragen als Mann und Soldat,« begann endlich der General, nachdem er sich einigermaßen gefaßt hatte. »Sie wissen, der Wechsel des Kriegsglückes — «

»Ist sie todt?« ächzte der Oberst, ohne sich von der Stelle zu bewegen und ohne die Hand des Generals loszulassen.

»Nein,« antwortete der General und wurde so bleich wie der Oberst.

»Dann — was — um des Himmels willen! — sagen Sie mir,« flüsterte der Oberst, während seine Augen fast aus ihren Höhlen herausquollen und große Schweißtropfen auf seiner Stirn standen. Leise sprach der Ge-

neral Ogilvie ein einziges Wort und der Oberst prallte zurück, als wäre er von einem Dolchstoße getroffen worden; dann stürzte er zu Boden. Der General klingelte und rief nach Hülfe. Das Zimmer füllte sich fast augenblicklich mit Dienstboten. Einer wurde nach mir und ein anderer nach dem nächsten Chirurgen geschickt. Der Letzte kam nach wenigen Minuten an und ich selbst erschien nach etwa einer Viertelstunde; denn der Bediente, der meine Equipage kannte, begegnete mir und hielt mich sogleich an. Ich fand den Oberst auf dem Bette in den Armen des Generals Ogilvie. Man hatte ihm Rock und Weste ausgezogen, das Halstuch und den Hemdekragen aufgerissen. Der schwere röchelnde Laut, den ich hörte, bereitete mich auf das Schlimmste vor. Der Oberst St. Helen hatte einen Schlaganfall bekommen. Ein paar Minuten nach meinem Eintritt wurde ihm die große Vene am Halse geöffnet, da ein Aderlaß am Arme keine Erleichterung gewährt hatte. Ach, hätte das schändliche Weib neben mir gestanden, während ich den Kranken vor mir betrachtete! Hier, Weib, siehe Dein Werk!

Er war immer der Erste im Gefecht gewesen; er hatte dem Tode unter tausend Gestalten getrotzt; die Siegesfahne hatte oftmals ruhmvoll über ihm gewehet; er hatte den Kampfplatz mit ehrenvollen Wunden verlassen; sein dankbares Vaterland bewillkommte den tapfern verwundeten Sohn; seine liebevolle Gattin, glaubte er, würde ihm zum Empfange die Arme entgegenbreiten; nach langen Monaten war er auf den Flügeln der Liebe sieben tausend weite Meilen hergeeilt, um — niedergeschmettert zu werden, wie er hier vor mir lag.

Ich habe in meinem Leben manchen traurigen Anblick gehabt, aber wann einen so traurigen als diesen? Meine

Gefühle überwältigten mich. Armer Oberst, was vermag meine arme Kunst für Dich zu thun?

Und Du, Alverley, tritt auch Du einen Augenblick hierher, Zerstörer des Friedens, Mörder der Ehre Deines braven Kameraden! Verlaß einen Augenblick die Ungetreue, Deine Begleiterin, und betrachte dieses Opfer Eures beiderseitigen Verrathes! — Doch fort, hinaus mit Dir! Deine Gegenwart verpestet die Luft! Hinunter, hinunter zur Hölle! — Aber nein — ich bin irre, — die Gesellschaft, diese Buhlerin, wird den heitern Alverley wieder mit offenen Armen aufnehmen.

Obgleich eine große Oeffnung in die Halsader gemacht worden war und viel Blut daraus floß, so schien es doch keine Wirkung auf den heftigen Anfall zu haben oder haben zu können. Ich empfahl also, die Pulsader am Schlafe zu öffnen — was geschah — und große Zugpflaster in den Nacken und auf die Füße zu legen, — die gewöhnlichen Mittel, deren man sich bei heftigen Schlaganfällen bedient. Ich wartete gegen eine Stunde, mußte dann aber meinen unglücklichen, vielleicht zum Glück bewußtlosen Patienten, scheinbar in demselben Zustande verlassen, wie ich ihn gefunden hatte. Früh am andern Morgen besuchte ich ihn wieder; er lag noch in der größten Gefahr, denn es war ihm in der Nacht noch zweimal zur Ader gelassen worden, ohne bemerklichen Erfolg. Ich willigte gern in den Wunsch des Generals, auch Sir — rufen zu lassen, der gegen zwei Uhr kam. Wir beriethen uns mit einander und sprachen einstimmig die Meinung aus, daß der Tod erfolgen würde, wenn nicht binnen zwei Stunden eine entscheidende Veränderung einträte. Warum — dachte ich — sollte ich es anders wünschen? Welche hoffnungslose Qual würde ihm erspart werden, wenn er nie wieder zum Be-

wußtsein des schrecklichen Unglückes erwachte, das ihn betroffen! Was konnte das Leben für ihn noch für Werth haben? Wie konnten seine schmerzlichen Leiden je geheilt oder nur gelindert werden? Wie war das ihm geschehene Leid zu mildern, zu verbergen oder wieder gut zu machen? Welchen Schmerz mußte ihm selbst der Anblick seiner Kinder verursachen! An Alles dies dachte ich, und ich wünschte einen Augenblick gar nicht, daß unsere Bemühungen, ihn zu retten, günstigen Erfolg hätten. Dennoch war dies der Fall, und nach drei bis vier Tagen wurde es wahrscheinlich, daß der unglückliche Dulder leben werde, um sein ganzes Elend zu erfahren, — den Kelch des Leidens bis auf die Hefen auszuleeren. Ich war zugegen, als sich in seinen Augen fast der erste Strahl des wiederkehrenden Bewußtseins aussprach. Ach, was war der Oberst jetzt gegen den fröhlichen glücklichen Mann, wie ich ihn vor seiner Abreise nach Indien sah! Sein Haar hatte eine eisengraue Farbe erhalten, und sein Gesicht war in den Strahlen der indischen Sonne stark gebräunt worden. Aber trotz seiner großen Erschöpfnng ließen sich die Züge jenes kühnen und entschlossenen Charakters noch erkennen, der den Oberst St. Helen immer ausgezeichnet hatte. Aber wo war das gewohnte Feuer jener dunkeln Augen, die mich jetzt so matt und bewußtlos anblickten? Kannte er in diesem Augenblicke die Ursache seiner Krankheit, oder trat die schreckliche Wahrheit nur allmälig erst vor seine wiedererwachenden Sinne? Gebe Gott, das das Letztere der Fall sein möge, sonst können die Folgen fürchterlich sein!

Fast vierzehn Tage lang lag er in einer Art Lethargie, ohne zu sprechen, oder auf das zu achten, was um ihn her vorging. Viele theilnehmende Freunde erkundigten sich nach ihm. Seine Königliche Hoheit, der Ober-

befehlshaber, schickte fast täglich, um fragen zu lassen, wie es mit ihm gehe. Sobald ich es für gerathen hielt, sprach ich den Wunsch aus, ihn an einen andern Ort zu bringen, und zwar nach Cheltenham. Er schüttelte aber kummervoll das Haupt und erhob die Hand, als wünsche er, daß nicht wieder davon gesprochen werde. Ich schwieg. Als ich das nächste Mal wiederkam, traf ich die Magd auf der Treppe, und sie sagte mir, er habe gebeten, man möge nicht wieder vom Fortreisen sprechen, da er —Street nicht zu verlassen wünsche. Ehe ich an diesem Tage fortging, sagte mir der General Ogilvie, der Oberst, der bisher durchaus nichts von dem Vorgefallenen erwähnt, habe diesen Morgen gefragt, wo seine Kinder wären, und als man ihm dies gesagt, dieselben zu sehen gewünscht. Nach einigem Zögern gab ich meine Einwilligung, daß sie den andern Tag auf einige Minuten geholt würden, da der General mich versicherte, ich könne die Festigkeit des Obersten nicht überschätzen. »Verlassen Sie sich darauf,« sagte der General, zu mir, »er kann sie sehen, wie sehr auch seine Nerven erschüttert sein mögen. Wie aber richten wir es ein? Ich wünschte sehr, Doktor, Sie wären selbst dabei. wenn Sie es möglich machen können.« Ich versprach, bei dieser Scene nicht bloß zugegen zu sein, sondern Mrs. Ogilvie mit den Kindern selbst abzuholen; dabei blieb es. Den nächsten Nachmittag fuhr ich, bei meiner Rückkehr von einem Patienten, der in der Nähe des Generals Ogilvie wohnte, bei diesem vor, fand aber, daß Mrs. Ogilvie, die nicht vorbereitet war, eben ausgehen wollte. Sie willigte jedoch augenblicklich ein, mich zu begleiten. »Und wie geht es Ihren kleinen Neffen?« fragte ich.

»Ach, sie befinden sich ganz wohl,« antwortete sie mit einem Seufzer; »der Gram eines Kindes vergeht

bald; Arthur war schon den ersten Tag nach der Flucht seiner Mutter so heiter als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Bisweilen fragt er plötzlich, wo seine Mutter sei, wann er sie sehen oder wann sie kommen werde. Sieht er mich dann das Gesicht abwenden und die Thränen verbergen, die mir in die Augen treten, so glaubt das arme Kind, ich sei böse mit ihm, küßt mich, schlingt seine Arme um mich und verspricht, nie wieder nach der Mutter zu fragen. Bald aber vergißt der Knabe sein Versprechen,« setzte Mrs. Ogilvie hinzu. »Da sind sie so lustig als nur immer möglich.« Sie öffnete dabei eine Flügelthür und trat in ein Zimmer, das in einen anmuthigen Garten sah.

Die beiden Knaben sprangen seelenvergnügt auf dem Rasenplatze umher, haschten einander und wälzten sich. Wie ähnlich war der ältere seiner gefallenen, sündigen Mutter! dieselben hellen blauen Augen, dasselbe schön geformte Kinn, denselben Mund. — Ich fürchtete den Eindruck seines Anblickes auf den Vater! — Der jüngere, Georg, war braun wie eine Beere und im Allgemeinen mehr dem Vater ähnlich.

Ach, wie konnte Eure Mutter Eure kleinen Gesichter sehen, Euer kindisches Geplauder hören, Eure kleinen Arme an ihrem Halse fühlen und vergessen, daß sie Euch geboren hatte! — daß Ihr die Frucht ihres Leibes waret, — daß Eure kleinen Lippen tausendmal Nahrung von ihrer Brust gesaugt! — Wie konnte sie die zahllosen kleinen Schmerzen und Freuden einer Mutter vergessen, — den edlen, vertrauenden, fernen Gatten! Wie konnte sie dabei sich mit Ueberlegung dem Verderben hingeben und die vernichtende Gemeinschaft eines Teufels, eines Ehebrechers vorziehen!

»Nun, Arthur und George,« sagte Mrs. Ogilvie,

als wir zu ihnen in den Garten traten, — »ihr müßt gute Kinder sein, hineingehen und Euch ankleiden lassen; wir werden Euch beide mitnehmen.«

»Ach, fahren! Ei, mit den Pferden!« rief Arthur.

»Ja, liebes Kind, wir bringen Euch zu dem Vater.«

»Nein, nein, das mag ich nicht. Ich kann den Vater nicht leiden. Er hat meine Mutter mit fortgenommen.«

»Kind, sprich nicht so dummes Zeug; das hat Dein Vater nicht gethan. Der arme Vater ist sehr krank, und wünscht seine kleinen Knaben zu sehen.«

»Ich kenne den Vater nicht,« fuhr das Kind schmollend fort, indem es sich von uns entfernte. »Er ist weit, sehr, sehr weit fort; — aber wenn die Mutter mitfährt, fahre ich auch mit.«

»Euer Vater,« sagte ich, da ich Mrs. Ogilvie's Rührung bemerkte, »weiß nicht, wo die Mutter ist.« Das Kind schien sich die Sache durchaus nicht erklären zu können. »Fährst Du mit?« fragte der Kleine Mrs. Ogilvie.

»Ja, mein Sohn.«

»Nicht wahr, der Vater ist ein großer Offizier?« fragte er dann. »Er hat viele, viele Leute todt gemacht. Ist es wahr, daß er uns sehen will?«

»Ja wohl, Arthur, und er wird Dich auch recht lieb haben,« erwiederte Mrs. Ogilvie halb in Thränen, während sie die beiden Knaben in das Haus führte. Sie wurden schnell angekleidet, und wir waren bald auf dem Wege. Fast fing ich es an zu bereuen, daß ich diese Zusammenkunft gestattet hatte, da ich sah, daß Arthur seine Mutter so oft erwähnte — wenn er nun so mit einem Male den Vater nach der Mutter fragte? Ich flüsterte meine Besorgniß Mrs. Ogilvie zu, und sie theilte sie. Sie hatte ihren Bruder seit seiner Rückkehr aus Indien noch nicht gesehen und meinte auch,

sie sei noch nicht im Stande, vor ihm zu erscheinen, wenn er sie auch sehen könne. Als wir nach — Street gelangten, wurden die Kinder sehr unruhig, und als wir das Haus erreichten, betrachtete Arthur dasselbe ängstlich und wollte anfangs den Wagen nicht verlassen. Wir beredeten ihn jedoch endlich dazu und brachten beide Kinder in das Bibliothekzimmer, wo sie Mrs. Ogilvie beschäftigen wollte, während ich zu dem Obersten ging, um zu sehen, wie er sich befinde. Ich fand ihn seit dem vorigen Tage sehr wenig verändert, außer daß sich in seinen Augen eine gewisse Unruhe aussprach. Ohne Zweifel ahnete er, daß die Kinder angekommen waren. General Ogilvie, der das Zimmer seines kranken Schwagers selten verließ, saß wie gewöhnlich auf einem Stuhle neben dem Bette. Während ich nach seinem Pulse fühlte, sagte der Oberst leise zu mir: »sie sind gekommen, nicht wahr?« Ich gestand ihm, daß sie unten wären.

»So lassen Sie sie heraufkommen, aber nur einen auf einmal,« sagte er, während eine schwache Röthe sich auf seinen Wangen zeigte. Der General verließ sogleich das Zimmer, sah sich aber vorher noch einmal ängstlich um.

»Sie sind beide um mich zu besorgt,« flüsterte der Oberst; »ich kenne meinen Zustand vollkommen, — doch darf das Kind nicht zu lange im Zimmer sein, da ich doch nicht so stark sein könnte, als ich glaube.« Nach wenigen Augenblicken kam der General Ogilvie zurück und führte den ältesten Knaben, der offenbar mit Widerwillen eintrat und ängstlich nach dem Bette sah, wo sein Vater lag.

»Du bist ein gutes Kind, Arthur,« sagte ich besänftigend, während ich ihm die Hand entgegenhielt, bei mir aber seine Aehnlichkeit mit Mrs. St. Helen ver-

wünschte, die mir in diesem Augenblicke größer vorkam als je. »Komm und frage Deinen Vater, wie er sich befindet.« Das Kind kam und stand zwischen meinen Knieen. Kann ich jemals die Blicke vergessen, mit denen Vater und Sohn einander ansahen? Weder der eine noch der andere sprach. Den Blick des Vaters zu beschreiben, würde durchaus vergeblich sein; in dem Gesichte des kleinen Arthur dagegen drückte sich Aengstlichkeit und Verwunderung aus. »Sprich doch mit Deinem Vater,« sagte ich leise zu ihm, während er allmälig sich zurückzog; »er ist sehr krank.« Er sah mich einen Augenblick an, dann wendete er die Augen nach dem Obersten und sagte leise: »Papa, ich habe Dich lieb.« Der arme Oberst wendete sein Gesicht ab und schloß die Augen. Vergebens bemühete er sich, seine zitternden Lippen festzuhalten; die Natur mußte siegen, und bald drangen die Thränen unter seinen geschlossenen Augenliedern hervor. Ach, hätte Mrs. St. Helen die unaussprechliche Angst in seinen Zügen gesehen, als er ihr kleines unschuldiges Ebenbild wieder erblickte. Nachdem so seine Augen einige Sekunden auf dem Kinde geruht hatten, flüsterte er: »küsse mich, Arthur.« Das Kind that es, obwohl furchtsam.

»Hast Du mich lieb?« fragte der Vater.

»Ja, Papa.« Der Oberst streckte seine Arme aus, um den Sohn zu umfassen, aber der linke Arm sank sogleich wieder kraftlos nieder. Er schüttelte sein Haupt und versuchte einen schweren Seufzer zu unterdrücken.

»Kannst Du Dich noch auf mich besinnen, Arthur?« fragte er. Das Kind sah mich an, antwortete aber nicht.

»Hast Du Deinen kleinen Bruder Georg lieb?« fragte der Oberst angegriffen.

»Ja, recht lieb, — ich will gehen und ihn holen, Papa, — er wird Dich auch lieb haben, — er ist unten.« — Jede Faser in dem Gesichte des Obersten zuckte. Die Thränen strömten aus seinen Augen und er flüsterte:

»Ich fühle, ich kann es nicht ertragen; es ist besser, er geht.«

»General,« sagte ich, »wollen Sie ihn hinunterführen? Wir greifen den Herrn Oberst zu sehr an.« Er antwortete mir nicht, sah hinweg und suchte seine Thränen zu verbergen. Ich stand also auf, hob das Kind empor, daß es seinen kranken Vater noch einmal küsse und führte es fort, sehr erfreut, daß es ihn nicht durch eine Erwähnung der ehrlosen Mutter gequält hatte. Als ich zurückkam, fand ich den Kranken außerordentlich erschöpft.

Im Verlaufe des folgenden Monats erholte er sich, freilich sehr langsam, von dem heftigen Schlaganfalle. Der Gram, der an seinem Herzen nagte, zeigte sich in der Düsterniß, die auf seinen eingefallenen Zügen lag, und die in Verbindung mit seiner gefährlichen Krankheit, so wie den heftigen Heilmitteln, die wir hatten anwenden müssen, ihn fast zu einem Gerippe abgezehrt hatte. Er hatte wirklich auf überraschende Weise abgenommen. Ein so schöner kräftiger Mann er in den Tagen seiner Gesundheit auch war, so sah er jetzt aus, als wäre er im schlimmsten Zustande aus Indien zurückgekommen. Stundenlang saß er allein da, ohne ein Wort zu sprechen; selbst seine gewöhnliche Nahrung schien er mit Widerwillen zu sich zu nehmen. Wenn seine Kinder zu ihm kamen — sie wurden ihm täglich gebracht — so empfing er sie mit liebevoller Zärtlichkeit; aber sein Benehmen drückte sie. Ach, er hatte kein Lächeln mehr, sie zu bewillkommnen und ihre Freundlichkeit zu erwiedern; fin-

gen sie an lustig zu werden, so stand er auf und drückte sie in sprachlosem Schmerze an sein verwaisetes Herz.

Die furchtbare Bestimmtheit, mit der er in einer frühern Periode seiner Krankheit den Vorschlag, sich an einen andern Ort zu begeben, zurückgewiesen hatte, hielt mich ab, denselben zu erneuern. Eines Morgens fragte er jedoch mit einemmale den General Ogilvie, ob er ihn auf einige Monate bei sich aufnehmen wolle, und als ihn dieser versicherte, daß er sehr willkommen sein würde, äußerte er den Wunsch, — Street schon am nächsten Tage zu verlassen. Er ließ sogleich Anstalt treffen, sein Haus mit allen Meubles und sonstigem Zubehör zu verkaufen, und die Kleidungsstücke der Mrs. St. Helen, so wie Alles, was derselben gehört hatte, befahl er zu vernichten. Der General Ogilvie mußte ihm dies besonders versprechen. Nachdem dies geschehen war, nahm er den Arm des Generals, schlich — ein Schatten dessen, was er früher gewesen — nach dem Wagen desselben, ließ die Fenster herunter und verließ — Street auf immer. Den nächsten Tag, als ich an dem Hause vorüber fuhr, las ich mit großen Buchstaben daran: »dies Haus ist zu verkaufen.« Noch heute sehe ich keine solche Ankündigung, ohne daß ich mich der traurigen Ereignisse erinnere, welche ich hier erzähle.

Wohin sich Mrs. St. Helen gewendet, konnte ich nicht erfahren; man glaubte allgemein, daß sie mit dem Kapitän Alverley auf das Festland gegangen sei und sich noch dort befinde. In jeder Zeitung erwartete ich die Nachricht zu lesen, daß sie einen Selbstmord begangen habe. Dies war jedoch nicht der Fall; sie war zu härtern Leiden, zu einer strengern Strafe, zu einem traurigeren Ende aufgespart. Ungefähr sechs Wochen nach der Entführung erschien Kapitän Alverley wieder in Lon-

don und in dem Parke begegnete er zufällig Sr. Königl. Hoheit, dem Oberbefehlshaber. Dieser ritt auf seinen Adjutanten zu, hielt ihm ernst und strenge sein ehrloses Benehmen vor, und verbot ihm, je wieder vor seinen Augen zu erscheinen. In tiefem Unwillen ritt der Herzog fort und der Kapitän blieb wie vom Blitze getroffen stehen. Am nächsten Tage sprachen die Zeitungen von diesem Vorfalle; der Kapitän Alverley sah sich genöthigt, seinen Abschied zu nehmen und begab sich, wie man glaubte, wieder auf das Festland. Der treffliche Herzog von York äußerte vom Anfange an die wärmste Theilnahme an dem Schicksale des Obersten St. Helen, und schickte ihm später durch einen General, einen Freund des Obersten, einen Brief in den herablassendsten und freundlichsten Ausdrücken, worin er seinen Wunsch aussprach, ihn selbst sobald als möglich zu sehen. Se. Majestät, schrieb er ferner, nehme den innigsten Antheil an seinen Leiden und habe die größte Zufriedenheit mit seinen Diensten in Indien ausgesprochen. Der Oberst seufzte, als er dieses schmeichelhafte Schreiben las.

»Sagen Sie Sr. Königl. Hoheit,« antwortete er, »daß ich für seine Gnade im höchsten Grade dankbar sei und ihm dies persönlich ausdrücken werde, sobald mir es möglich ist.«

»Ich hatte zwar nicht gerade den Auftrag, es Ihnen mitzutheilen,« entgegnete Lord —, »aber Sie werden das —te Regiment erhalten; ich hörte es von Sr. Königl. Hoheit selbst.«

»So sagen Sie dem Herzoge,« erwiederte der Oberst mit traurigem Blicke, daß ich es nicht annehmen kann, denn ich kehre mit dem nächsten Schiffe nach Indien zurück.«

»Gütiger Gott! Oberst St. Helen, nach Indien zu-

rückkehren?« wiederholte Lord — im höchsten Erstaunen.

»Kann ich in England bleiben?« fragte der Oberst mit einem Blicke, der Lord — zum Schweigen brachte, während er zu gleicher Zeit aufstand und sich umwandte, überwältigt von seinen Gefühlen. Eine Zeitlang sprach keiner von Beiden.

»Das kann ich Sr. Königl. Hoheit nicht sagen,« antwortete endlich Lord —; »ich weiß, er wird mich nach Allem fragen, was bei unserer Unterredung vorgefallen ist.«

»So sagen Sie ihm, meine letzten Worte wären gewesen, mein Herz zwar sei gebrochen, aber mein Wille nicht. Ich gehe nach Indien, wenn ich lebe, und zwar so bald als möglich.« Lord — sah, daß der Oberst unbeugsam sei und drang also nicht weiter in ihn.

Es waren nun drei Monate vergangen, seit der Oberst St. Helen in England angekommen war und er machte seine letzten traurigen Vorbereitungen zur Rückkehr nach Indien. Hätte er nicht täglich seine Kinder gesehen, die unschuldigen, hülflosen, verlassenen Kinder, die er selbst noch verlassen wollte, so würde ihm die ganze Menschheit zuwider gewesen sein, trotz seiner Liebe zu dem General und seiner Schwester. Sein Herz hing zwar an seinen beiden kleinen Knaben, aber der Entschluß war gefaßt und stand unerschütterlich fest, nach Indien zurückzukehren und dort einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde zu suchen. Er ordnete seine Angelegenheiten in der Voraussetzung, daß er nie nach England zurückkommen werde. Erst kurz vor seiner Abreise war es ihm möglich, den General um eine ausführliche Erzählung des Geschehenen zu ersuchen. Schweigend hörte er den Namen Alverley nennen. Bloß einmal fragte er, wo sich derselbe aufhalte, dann erwähnte

er ihn nie wieder. Der Name der Mrs. St. Helen kam nicht über seine Lippen.

Von dem Oberbefehlshaber wurde er sehr wohlwollend aufgenommen. Se. Königl. Hoheit drückte ihm warm die Hand und versicherte ihn mit bebender Stimme seiner Theilnahme und persönlichen Achtung.

»Ist Ihr Entschluß, Oberst St. Helen, nach Indien zurückzukehren, unabänderlich?« fragte der Herzog. Der Oberst verbeugte sich, und seine Miene, wie sein ganzes Benehmen überzeugte den Herzog, daß es nutzlos sei, weiter davon zu sprechen. Ja, vergebens waren die Wünsche des königlichen Hauses, wie die Bitten seiner Freunde; vergebens waren die leidenschaftlichen Thränen und Umarmungen seiner Schwester, vergebens die ernsten Vorstellungen des Generals Ogilvie; vergebens schlangen seine Kinder ihre Arme um seinen Hals. Er hatte bereits einen Platz auf einem Schiffe genommen, das in wenigen Tagen die Themse verlassen sollte, und sein Bedienter Alles eingepackt, was er mit sich nehmen wollte. Der gefürchtete Morgen kam; er umarmte zärtlich seine Schwester und Kinder — zum Letztenmale, wie er sich vorgenommen hatte, nur auf wenige Stunden, wie sie glaubten, da sie überzeugt waren, er werde zum letzten Abschiede noch einmal wiederkommen.

Während er mit dem General Ogilvie in dem Comptoir der Herren —, Agenten der Armee wartete, um noch einige Geldangelegenheiten zu ordnen, fiel sein Blick auf eine Stelle in einer Zeitung, die er fast athemlos las, während ihm die Röthe in die Wangen stieg.

»Ogilvie!« sagte er, und wandte, in einem ganz anderen Tone sprechend, sein plötzlich todtenbleich gewordenes Antlitz nach dem erstaunten Schwager. »Ich

habe mich anders besonnen. Ich gehe nicht nach Indien, wenigstens jetzt nicht.«

»Es freut mich, dies zu hören,« sagte der General, trotz dem, daß er über diese plötzliche Sinnesänderung und den Ton erschrak, in welchem sie ausgesprochen wurde; »aber was ist vorgefallen? Was bewegt Sie mit einemmale so?«

»Ich bin nicht bewegt,« antwortete der Oberst, der Alles aufbot, um ruhig zu sprechen, während er von dem Stuhle aufstand und die Zeitung zusammenlegte, in welcher er gelesen hatte. »Können Sie das Blatt entbehren?« sagte er zu dem Commis. Dieser bejahete die Frage. »Dann sagen Sie Herrn —, er möge sich vor der Hand keine Mühe weiter wegen der Sache geben, um derentwillen ich kam; sein Sie so gut, ihn wissen zu lassen, daß ich mich anders entschlossen habe. — Gehen wir nach Hause, Ogilvie?« — Sie verließen das Comptoir.

»St. Helen,« sagte draußen der General, »ich gehe nicht mit Ihnen nach Hause, bevor Sie mir offen gesagt haben, was die außerordentliche Umwandlung in Ihnen bewirkte?«

»Mein lieber Ogilvie, Sie sollen Alles wissen. Lesen Sie dies,« sagte der Oberst, indem er nach dem Zeitungsblatte griff, dasselbe auseinanderschlug und auf die folgende Stelle deutete:

»Durch den Tod des Lords Seckington erbt der Kapitän Alverley, früher bei der — Garde, den Titel und die großen Güter, so wie das bedeutende baare Verwögen, welches der verstorbene Lord S. dem gegenwärtigen Lord Seckington vollständig vermacht hat. Er befindet sich im Auslande, wird aber täglich in — Street erwartet.«

»Hm!« sagte der General mit einem tiefen Seufzer, nachdem er die Stelle zweimal gelesen und schweigend das Blatt zurückgegeben hatte; »ich glaube ihre Absichten zu errathen.«

»Absichten!« rief der Oberst, »jetzt habe ich zum erstenmale seit meiner Ankunft in England frei geathmet.«

»Sind Sie denn wirklich entschlossen, sich mit diesem Menschen zu schlagen?« fragte der General ernst nach einer Pause.

»Mich mit ihm zu schlagen? Ogilvie, Sie kränken mich,« erwiederte der Oberst, hastig und bitter und zugleich seine Schritte beschleunigend. Lange schritten sie schweigend neben einander her.

»Wie erfahre ich, wann er in London ankommt?« fragte der Oberst plötzlich, als ob er laut gedacht hätte.

»Das zu erfahren kann nicht eben schwer sein,« antwortete der General, der sich inzwischen überzeugt hatte, daß es unmöglich war, den Obersten von seinem Vorsatze abzubringen. »Ich werde Alles thun, was Sie nur wünschen können, da —«

»Lieber Ogilvie, — mein theurer guter Bruder,« sagte der Oberst, »glauben Sie nicht, daß ich Ihnen erlaube, sich in diese Sache zu mischen. Sie kann schlimm werden, — *schlimm soll sie werden*, — und ich will meiner Schwester und meinen Kindern Ihre Gegenwart auch nicht auf einen Augenblick entziehen.«

»Sie werden Sich nicht mit ihm schlagen, ohne daß ich Ihnen zur Seite stehe,« erwiederte der General entschlossen, »ich kann auch fest sein, St. Helen.«

»Ogilvie, es ist vergebens. Ich versichere Sie, daß ich meinen Beschluß gefaßt habe. Es kann und darf nicht sein. Möge ich bei dem ersten Schusse fallen, wenn ich Ihnen erlaube, dabei zu sein. Ich könnte nicht

fest zielen, wenn Sie zugegen wären. Nein, — ich habe schon meinen Sekundanten. Darnley wird —«

»Ich hasse die Duellanten von Profession,« erwiederte der General.

»Sie sind zu einer Sache, wie die meinige, ganz passend!« entgegnete der Oberst mit herzzerreißender Fröhlichkeit. Der General Ogilvie hatte nie eine so plötzliche und so schnelle Umwandlung an einem Menschen gesehen.

»Haben Sie an Ihre armen Kinder gedacht?« fragte er, als sie sich dem Hause näherten.

»Gott sei Dank, daß meine Schwester Ihre Frau ist und daß Sie mein Schwager sind!« rief der Oberst St. Helen; »sie können nicht besser versorgt sein.«

»Den Elenden binden keine solche Bande! Die Bedingungen sind also nicht gleich.«

»Vielleicht nicht ganz, aber — meine Kugel soll auch seine schöne Grafenkrone verderben.« Er schwieg, und ein gräßliches Lächeln zuckte über sein Gesicht. »Armer Mann!« setzte er dann hinzu, »ich gäbe etwas darum, könnte ich zugegen sein, wenn der Major Darnley bei ihm erscheint. Das wird eine Probe für seinen Muth sein!« sagte er fast lachend, — aber wie lachend.

»Wahrhaftig, St. Helen, Sie sind zu einem wahren Teufel geworden!« rief der General Ogilvie.

»Das Beste,« fuhr der Oberst mit sich, aber laut sprechend fort, »was der alte Lord Seckington jemals gethan hat, ist, daß er eben jetzt starb. Das Schlimmste, was dem jetzigen Lord Seckington begegnen konnte, ist, daß er eben jetzt Lord Seckington wurde, und das Beste für mich, daß ich die Sache eben jetzt erfuhr.« —

»Mein lieber St. Helen, Sie sind gewiß schwerer beleidigt, als irgend ein lebender Mensch,« sagte Gene-

ral Ogilvie, nachdem sie einige Minuten schweigend weiter gegangen waren, »und Niemand hat das Recht, bei Ihnen dazwischen zu treten.«

»Das sollte ich denken,« erwiederte Oberst St. Helen in demselben bittern Tone, in dem er die ganze Zeit über gesprochen hatte. »Ogilvie!« fügte er, sich plötzlich umwendend und ihm gerade in das Gesicht sehend, hinzu: »kein Verrath! Auf Ihre Ehre, als Soldat und Ehrenmann, keine Einmischung von irgend einer Art!«

»Ich dächte, daß eine solche Aufforderung durchaus unnöthig gewesen wäre,« erwiederte der General kalt.

»O, verzeihen Sie mir, verzeihen Sie mir, Ogilvie, denken Sie an meine Leiden; ich hatte Unrecht, ich weiß es.«

»Ich habe nichts zu verzeihen,« entgegnete General Ogilvie mit zitternder Lippe. »Bei Gott, ich werde in Allem Ihnen treu bleiben.«

»Und ich werde mir selbst treu bleiben. Sie werden es sehen!« versetzte der Oberst, ergriff seine Hand und schüttelte sie herzlich. »Aber, was sagen wir, daß meine Schwester keinen Verdacht schöpft?«

»Wir sagen, das Schiff segle vor vierzehn Tagen nicht ab oder etwas der Art; sie zu täuschen wird nicht schwer sein,« entgegnete der General mit einem tiefen Seufzer.

»Hardy,« sagte dann der Oberst zu seinem Bedienten, den er rief, sobald er in seinem Zimmer angekommen war, während er ihm zwei Guineen in die Hand drückte, — »geh' und stelle Dich an die Ecke der — Straße, beobachte Nummer —, das Haus des Lords Seckington. Sag' zu Niemand ein Wort, aber wache Tag und Nacht; sobald Du einen Reisewagen oder etwas der Art vor das Haus fahren siehst, frage sogleich,

wer gekommen ist; hörst Du, daß es Lord Seckington ist, so läufst Du mit äußerster Eile zu mir, fragst ruhig, hörst Du! ruhig nach mir und theilst mir Deine Neuigkeit mit, aber nur mir.«

Hardy war ein pfiffiger und treuer Diener; bereits nach einer Stunde stand er, dem Befehle seines Herrn getreu, auf seinem Posten.

Ich will hier zusammenstellen, was ich später von verschiedenen Seiten hörte, um die Erzählung fortzuführen.

Ich hatte richtig vorausgesetzt, daß Kapitän Alverley und Mrs. St. Helen direkt nach dem Festlande gereis't waren; von ihrem dortigen Aufenthalte aber weiß ich fast gar nichts. Ihre leidenschaftliche, an Wahnsinn grenzende Reue über den Schritt, den sie gethan, konnte unmöglich ihren herzlosen Verführer fester an sie binden, dessen gesättigtes Auge die Schönheit, die so lange seine Gluth angefacht hatte, schnell hinwelken sah. Wäre es aber auch anders gewesen, hätte sie auch allen Zauber und alle Liebenswürdigkeit ihres Wesens noch besessen, der Reiz der Neuheit war doch vorüber; er hatte seinen Zweck erreicht, und sie bemerkte die Abnahme seiner Liebe. Ihrer schuldbeladenen erschreckten Seele war

» — — — der Zeiten ehrne Zunge
Ein ew'ges Grabgeläute. Jeder Schlag
Klang einer Hoffnung nach, und tief versenkt
Lag Liebe in dem Grabe des Besitzes,
Um nie zum Leben wieder aufzustehn.«

Als er sich von der Unheilbarkeit ihres Seelenleidens überzeugt hatte, als er sah, daß es nichts nützte, sie von einem Vergnügen zum andern fortzureißen, fing er

an zu klagen, daß sein Geld zu Ende gehe. Er war wirklich längst sehr verschuldet, wenn er sich auch den Schein zu geben gewußt hatte, als besitze er alle die Schätze, die unbemittelten jungen Modeherren immer zu Gebote stehen. Jetzt war aber das Geld, das er von Mrs. St. Helen erhalten hatte und jenes, das ihm ein anderer Sünder vorgeschossen hatte, damit er die Intrigue durchführen könne, fast ganz erschöpft. Was ist ein vornehmer Herr ohne Geld in Paris? Ueberdies belästigte ihn fortwährend eine Frau, die bitterlich weinte von früh bis in die Nacht und ihm die heftigsten Vorwürfe machte, daß er der Urheber aller ihrer Leiden sei. Er wurde dieser Dinge bald überdrüssig. Hatte er darum alle Vergnügungen Londons und seine Hoffnungen auf Avancement in der Armee aufgegeben? Sogar der Anblick seiner unglücklichen Gefährtin war ihm nach einiger Zeit zuwider. Mit Bedauern sah er sie eines Abends gerettet aus der Seine zurückbringen, nachdem sie einen Versuch des Selbstmordes gemacht hatte, zu dem sie durch seine kalten, sarkastischen Bemerkungen getrieben war. Der arme Kapitän war zu bemitleiden, — sein kühnes, glänzendes Abenteuer nahm ein sehr trauriges Ende. Statt der glänzenden Schönheit, die er sich auf ein paar Jahre gewonnen zu haben glaubte, sah er vor sich ein schnell verblühetes, die Hände ringendes, unaufhörlich weinendes Weib, die ihn als den Zerstörer ihres Glückes anklagte. Vergebens versuchte er zu entkommen, — sie verließ ihn nicht. Er war nach London zurückgekehrt, um sich Geld zu verschaffen; sein unglückliches Zusammentreffen mit dem Oberbefehlshaber trieb ihn nach Paris zurück. Nie hatte er sich in einer so rathlosen Lage befunden, und er nahm sich nach reiflicher Ueberlegung fest vor, wenn er sich erst einmal aus diesem unglückseligen Aben-

theuer herausgewunden, nie wieder eines in so großem Maßstabe zu unternehmen.

Mit einem Male brachte ihm eine Staffette von London eine Nachricht, die ihn mit einer Freude erfüllte, welche er in der Aufwallung des Augenblicks seiner traurigen Gefährtin mitzutheilen versuchte. Durch den Tod seines bejahrten Oheims war er Lord Seckington geworden, der Besitzer von Seckington Castle in —shire, von zwei andern Häusern in verschiedenen Theilen des Landes und einem prachtvollen Palaste in London, mit einem Einkommen von 25,000 Pfd. St. des Jahres, und nicht weniger als 200,000 Pfd. St. in Staatspapieren. Im ersten Drange seiner Freude entschloß er sich, Mrs. St. Helen jährlich 500 Pfd. St. auszusetzen, die sie verzehren sollte, wo es ihr beliebe, ja er versprach ihr noch 1000 Pfd. St. zu geben, wenn sie nicht wieder nach England zurückkehren wolle. Sie fing jedoch jetzt an, unverständig zu werden, und gab sich den Schein, als höre sie seine Anerbietungen mit Bestürzung an.

Sollte sie wirklich nach Allem, was er gesagt und gethan hatte, nun nicht Lady Seckington werden? Selbst wenn der Oberst St. Helen die Scheidungsklage durchsetzte? Entsetzen! — fürchterliches Entsetzen!

Die nächsten Nachrichten, welche Lord Seckington erhielt, bestanden hauptsächlich in dringenden Aufforderungen von seinem Geschäftsführer, so wie von dem Geschäftsführer des verstorbenen Oheims, ohne Zeitverlust nach London zurückzukehren, da viele Dinge seine Anwesenheit erheischten. Mit Freuden sah er unter diesen Briefen auch einen, auf dessen Adresse er die Hand seines vertrauten Freundes, des Kapitäns Leicester, erkannte. Er erbrach denselben und las:

»Lieber Seckington! —

Wie das sonderbar aussieht! — Aber ich gratulire Dir wie Jedermann. Vergiß Deiner alten Freunde nicht, das ist die Hauptsache. Vorzüglich schreibe ich, um Dir den Rath zu geben, daß Du noch eine Zeitlang im Auslande bleibst, bis die Sache etwas vergessen ist. Der unglückliche arme Teufel St. H. ist in London, ich höre aber, daß er im Sturmschritt nach Indien zurückkehrt. Wäre es nicht besser, Du wartetest bis er fort und die Küste rein ist?

Ewig der Deine,

F. Leicester.«

Nachdem er diesen zu rechter Zeit angekommenen Freundschaftsbrief gelesen, fiel es dem Lord Seckington plötzlich ein, daß er viele wichtige Geschäfte an verschiedenen Orten des Festlandes abzumachen habe, und so schrieb er an seine Sachwalter zu deren Verdruß und Erstaunen. Er wollte in einigen Tagen nach Brüssel abreisen, als er einen andern Brief von demselben aufmerksamen Freunde erhielt.

London, 8. Aug. 18—

»Lieber Seckington,

Was den Teufel gebrauet wird, kannst Du vielleicht besser errathen, als ich Dir es zu sagen vermag; aber ich beeile mich Dir zu schreiben, daß der Oberst St. Helen, der, wie ich Dir bereits gemeldet, nach Indien segeln wollte und schon trübselig von Allen Abschied genommen hatte, um einen ehrenvollen Tod zu suchen rc. rc., sich plötzlich eines Andern besonnen hat und in London bleibt!! Jedermann ist erstaunt. Ich weiß, daß er bereits seinen Platz auf einem Schiffe genommen hatte, das vor einigen Tagen abgegangen

ist, und das bezahlte Geld im Stiche ließ. — Das sieht verflucht unangenehm aus; sollte es einen Sturm geben? Meinst Du, er hat die impertinente Stelle über Dich in der Zeitung gelesen und wartet nun auf Dich? Ist dem so, so fürchte ich, befindest Du Dich in einer schlimmen Lage, und ich weiß kaum, was ich Dir rathen soll. Ich weiß nicht, ob es sich machen läßt, daß Du noch länger zögerst. Frage — und vor allen den Grafen —

Immer der Deinige

F. L.«

Während Lord Seckington diesen Brief las, wurde sein Gesicht allmälig so weiß wie das Papier, auf welches er sah. Mehrere Briefe blieben unbeachtet und unerbrochen liegen. Er saß eine halbe Stunde unbeweglich da, und dann war er fast entschlossen, in sein Schlafzimmer zu gehen und sich eine Kugel in das Ohr zu schießen. Was er in dieser kurzen Zeit litt, wog wahrscheinlich alle Freuden auf, die er in seinem Leben genossen hatte. Lord Seckington war ein hoffnungsloser Sünder, aber nicht feig, im Gegentheil so kaltblütig und muthig, als je ein Mann war, der seine Epauletten trug. Aber man denke sich nur in seine Lage!

Kaum vierunddreißig Jahre alt, war er plötzlich Pair des Reiches geworden und hatte einen sehr alten Namen nebst Allem geerbt, was ihm

»Ruhm, Reichthum, Freunde, wie Gehorsam«

verschaffen konnte, kurz eine so glänzende Stellung gewonnen, als sie irgend ein Mensch erlangen kann, aber mitten in dieser herrlichen Aussicht, die ihm eröffnet war, sah er nur eine furchtbare Gestalt, die des Obersten St. Helen, zehn bis zwölf Schritte von ihm, in dem

ausgestreckten Arme fest ein Pistol auf ihn haltend. Es war zum Verzweifeln.

Früher, in seiner Laufbahn als Kapitän Alverley, würde er sich wenig daraus gemacht haben, und eben so wenig noch vor wenigen Tagen, als er, aus dem Officiercorps ausgestoßen, beladen mit Schulden, überdrüssig eines Weibes, das nicht von ihm wich; aber jetzt — verdammt! Kalte Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, und er fühlte sich todtkrank. Was sollte geschehen? Aus dem Wege konnte er nicht gehen, — der Muth eines Mannes vermochte einen solchen feigen Gedanken nicht zu ertragen. Es war keine andere Wahl übrig. Er mußte nach London reisen, und zwar ohne Verzug, — mit der Gewißheit, daß wenige Stunden nach seiner Ankunft der Oberst St. Helen alle Leiden, die er erlitten, rächte, indem er dem, der sie ihm zugefügt, eine Kugel durch den Kopf schießen würde. — Diese schwarzen Gedanken jagten sich in seinem Kopfe, als plötzlich das Gespenst vor ihm stand, Mrs. St. Helen, die keine Spur mehr von ihrer frühern Schönheit besaß, ein wahrhaft beklagenswerthes Wesen.

»Nun, Madame,« begann Lord Seckington bitter, »ich reise nach London, um mich von Ihrem verdammten Manne todtschießen zu lassen. Gewiß schießt er mich nieder, — wenn ich ihn nicht zuerst treffe.« Der letzte Theil dieser Rede wurde von Mrs St. Helen nicht gehört, denn sie fiel in Ohnmacht. Er rief sogleich nach Hülfe und verließ das Zimmer, nachdem er hastig seine Briefe zusammengerafft hatte. Leider ließ er den liegen, welcher ihm die letzte Stunde so verbittert hatte, jenen des Kapitäns Leicester. Er fiel dem Kammermädchen der Mrs. St. Helen in die Hände, welche denselben ihrer Gebieterin mittheilte, freilich erst,

als Lord Seckington Paris bereits verlassen hatte. Er eilte in sein Schlafzimmer, trank ein großes Glas Cognac aus, kleidete sich an und ging fort, um einige erfahrene Freunde über die Sache zu befragen, die ihn hauptsächlich beschäftigte, — ob er nach den Regeln des Zweikampfes unter den und den Umständen zuerst schießen dürfe, da ihm dies allein, wie er meinte, Hoffnung geben könnte, sein Leben zu retten, das er gerade jetzt sehr ungern eingebüßt haben würde.

»Sie müssen ihm,« sagte der Oberst —, in solchen Dingen eine bedeutende Autorität, »meiner Meinung nach zwei, auch drei Kugeln zugestehen, wenn die ersten kein Resultat geben; dann können Sie thun, was Ihnen gut dünkt.«

»Bah!« rief Lord Seckington mit Schaudern.

»Sie mögen immerhin 'Bah!' sagen,« entgegnete der Oberst ganz gelassen; »Sie haben mich um meine Meinung gefragt, und ich habe Ihnen dieselbe mitgetheilt. Ich weiß, daß es so mehrmals gehalten wurde, und daß nie Jemand etwas einzuwenden hatte.« —

»Ist Ihr Freund ein guter Schütze?« fragte der Graf —:

»Aller Wahrscheinlichkeit nach wenigstens ein eben so guter als ich.«

Der Graf zuckte die Achseln. »Das ist schlimm. Ich denke aber, Sie können bei dem ersten Kugelwechseln auf Ihren Freund halten und ihn durch Zufall treffen.«

»Das ist nicht die Art, wie solche Angelegenheiten in England abgemacht werden, Graf —,« erwiederte Oberst — schneidend; der lebhafte Franzose entgegnete; ein Wort führte das andere herbei, und die Folge war, daß sie diesen Abend noch ein Duell für sich selbst abzumachen hatten, wobei Lord Seckington genöthigt war,

seinem Landsmanne zum Sekundanten zu dienen. Bei seiner Rückkunft war Mrs. St. Helen noch immer bewußtlos, und er benutzte die Gelegenheit, Anstalten zu seiner unmittelbaren Abreise zu treffen. Doch ließ er ihr so viel Geld zurück, als sie brauchte, bis er von London aus mehr schicken könne, wenn sie nicht vorher die Nachricht von seinem Tode erhielt. Früh am nächsten Morgen brach er auf, ungefähr mit den Gefühlen eines Mannes, der durch eine schöne Landschaft dem Schaffot entgegengeht.

Ich kann wohl ohne Uebertreibung sagen, er litt Höllenqualen, und als sein Wagen an seinem Hause in London hielt, stieg er leichenblaß aus. Kaum konnte er seine Angst vor den Dienern verbergen, welche den neuen Herrn empfingen. »Wie lange werden sie mein sein!« dachte er.

Kaum war der Lärm etwas vorüber, und der abgepackte Wagen sollte eben fortgeschafft werden, als ein Bedienter, der am Ende der Straße herumgeschlichen war, herantrat und fragte, ob Lord Seckington angekommen sei? Man bejahete es. Der Bediente ging langsam die Straße hinunter, kaum aber war er um die Ecke, herum, so fing er zu laufen an, als werde er von einer Meute Hunde gejagt, und lief, bis er das Haus des Generals Ogilvie wieder erreichte. Es gelang ihm, seine Neuigkeit dem Obersten St. Helen mitzutheilen, ohne bei irgend Jemand den geringsten Verdacht zu erregen. Einige Minuten darauf ging der Oberst aus.

Gegen sieben Uhr Abends klopfte ein Herr an der Hausthür des Lords Seckington. Der Fremde gab, als man ihm sagte, der Lord sei sehr beschäftigt, seine Karte ab, und äußerte den Wunsch, in ein Zimmer geführt zu werden, wo er warten wolle, da er ein sehr dringen=

des Geschäft habe. Der Bediente führte ihn in das Bibliothekzimmer und trug die Karte des Major Darnley zu Lord Seckington. Der Major brauchte nicht lange zu warten, denn in weniger als fünf Minuten trat Lord Seckington in seinem Schlafrocke ein.

»Major Darnley?« fragte der Lord, indem er höflich auf den Fremden zuschritt, der aufstand und sich verbeugte.

»Ich brauche nur den Namen des Obersten St. Helen zu erwähnen, Mylord,« sprach der Major leise, »um Ihnen die unangenehme Botschaft anzudeuten, die ich Ihnen zu überbringen habe.«

»Allerdings, — ich verstehe vollkommen,« erwiederte Lord Seckington hastig.

»Je schneller die Sache abgethan wird, desto besser.«

»Gewiß,« erwiederte der Lord ruhig. »Ich zweifle nicht, daß mein Freund, der Kapitän Leicester, der, so viel ich weiß, in der Stadt ist, mit Ihnen sogleich die Vorbereitungen treffen wird. Wahrscheinlich ist er jetzt bei —, wo Sie ihn gewiß treffen werden.«

»Vielleicht haben Ew. Herrlichkeit die Güte, mir ein paar Zeilen an den Kapitän mitzugeben, welche die Art meines Geschäftes andeuten?«

»Das will ich,« entgegnete Lord Seckington, der sich setzte, und einige Zeilen schrieb, das Papier zusammenbrach, adressirte und dem Major Darnley übergab.

»Soll ich dem Kapitän sagen, daß Sie ihn hier erwarten?«

»Haben Sie die Gefälligkeit,« antwortete der Lord, der klingelte, während der Major sich empfahl. Als die Thüre wieder zugemacht war, warf sich Lord Seckington in einem schwer zu beschreibenden Gemüthszustande auf das Sopha. Er hatte für diesen Abend eine Einladung

bei einem seiner alten Freunde angenommen, der während seiner Abwesenheit zur Herzogswürde gelangt war, und der ihn nur eine halbe Stunde vor Major Darnley's Ankunft verlassen hatte. Er mußte jetzt sogleich abschreiben und sich entschuldigen. Er that dies, indem er versicherte, daß eine sehr dringende Verpflichtung ihn abhalte, außerdem aber auch der Gedanke, daß er vor der Beisetzung seines Oheims nicht füglich außer dem Hause speisen dürfe; er wußte wohl, daß seine eigene Beerdigung leicht zu derselben Zeit stattfinden konnte. Daß er keine Lust hatte, wieder an die Geschäfte zurückzugehen, kann man sich denken; er ließ deshalb seinen Sachwalter, mit dem er eben zu thun gehabt hatte, bitten, den nächsten Tag wieder zu ihm zu kommen, und befahl, daß sogleich seine Mahlzeit angerichtet und, sobald er es verlangte, aufgetragen werden sollte. Darauf warf er sich wieder auf das Sopha. Aus dem furchtbaren Hinbrüten, in das er versunken war, weckte ihn ein Viertel vor acht Uhr der Kapitän Leicester, der in voller Uniform kam, da Major Darnley ihn getroffen hatte, als er eben im Begriff war, zu dem Herzoge von — zu gehen, wo er durch das Erscheinen von Lord Seckington überrascht werden sollte. Nach seiner kurzen Besprechung mit dem Major Darnley eilte er sogleich nach der — Straße.

»Siehst Du, Alverley — Seckngton wollt' ich sagen — es ist, wie ich voraussetzte,« sagte er, indem er auf Lord Seckington zuging.

»Ja,« erwiederte dieser, ihm die Hand reichend, während er unwillkürlich seufzte. »Kann ich auf Deine Gefälligkeit rechnen?«

»Ei, natürlich, — deshalb komme ich.«

»Wohin wolltest Du, als Dich der Major Darnley traf,« fragte der Lord.

»Zu dem Herzog von —«

»Ach, ich sollte auch dort sein. Man wird glauben, es sei uns etwas Unangenehmes begegnet, wenn wir Beide so plötzlich absagen lassen.«

»Immerhin; sie werden uns doch nicht leicht die Polizei zuschicken, wenn sie auch Verdacht schöpfen. Es wird ihnen nur verdammt leid sein, die Gesellschaft von ein Paar verteufelt guten Tischkameraden zu verlieren; das ist Alles.«

»Ich habe befohlen, daß sogleich angerichtet werden soll,« sagte Lord Seckington, während der Diener die Lichter hereinbrachte. Diesem mußten die verwirrten und bleichen Züge seines Herrn auffallen, da er sie auf den Tisch setzte, neben dem Lord Seckington und Kapitän Leicester standen. »Du kannst doch bei mir zu Tische bleiben?«

»Ich denke, ich habe noch eine halbe Stunde übrig, denn ich versprach, den Major Darnley nach ein Viertel auf neun Uhr in — zu treffen.«

»Der blutdürstige St. Helen muß auf meine Ankunft haben warten lassen, denn Darnley war hier, als ich mich kaum eine Stunde in dem Hause befand.«

»Sehr wahrscheinlich. Uebrigens weißt Du, lieber Bruder, denn es hilft nichts, die Sache zu bemänteln, daß wir morgen früh einen schweren Stand haben werden.«

»Morgen früh erst? Ich werde wahnsinnig, wenn ich die ganze Nacht warten soll-,« rief Lord Seckington mit Heftigkeit aus. »Ich will verdammt sein, wenn ich mich nicht unendlich lieber heute Abend noch schlüge Sollte es nicht bei — angehen? Du könntest das leicht

einrichten, Leicester. Wirklich mußt Du es thun. Ich bin verloren, wenn wir bis morgen warten.«

»Du weißt, das ist unmöglich,« erwiederte Kapitän Leicester ruhig; es ist gegen die Regel; jedes Ding hat seine Methode, und auch das Duelliren. Darnley würde mich auslachen, wenn ich ihm den Vorschlag machte.«

»Gut, ich bin natürlich in Deinen Händen. Du mußt thun, was Du für passend hältst,« sagte Lord Seckington seufzend.

»Laß mich sehen — ja — ich will Dich um fünf oder sechs Uhr auf den Platz bringen,« bemerkte Kapitän Leicester gedankenvoll. »Doch werden wir das Alles heute Nacht ausführlich bei — besprechen.«

»Hast Du jemals einen unglücklichern Menschen gesehen als mich, Leicester?« fragte Lord Seckington, der auf und abging; »gerade jetzt mich todt schießen zu lassen!«

»Ja, und um einer solchen Sache wegen, das ist das Unangenehmste bei der Geschichte; aber was hat das zu bedeuten. Das Abenteuer war auf das Vortrefflichste durchgeführt; über den Erfolg konntest Du nicht gebieten. Wie? Ist das nicht das Wort?«

»Es ist hart, dies Alles verlassen zu müssen,« rief Lord Seckington traurig aus, indem er auf seine schöne Bibliothek wies. — »Die Hölle muß ein Spaß sein gegen das, was ich seit Deinem letzten Briefe gelitten habe.«

»Ich dachte wohl daran, als ich ihn schrieb; aber,« dabei zuckte er die Achseln, »die Sache ist einmal geschehen, und Du mußt jetzt versuchen, nicht daran zu denken. Das ist schlimmer, als unnütz. Mach' Dein Testament und kümmere Dich um nichts und um Niemand. So muß ein Mann von Muth und Verstand dem Tode

entgegentreten, und er besiegt ihn. Im Vorbeigehen gesagt, wenn Du Dein Testament machst, kann es nicht schaden. Du weißt, es liegt ein großer Haufen Staatspapiere da —«

»Leicester, quäle mich nicht. Ich werde thun, was sich ziemt, verlaß Dich darauf.«

»Nun, lieber Bruder, nimm es mir nicht übel. Ich thue nicht mehr, als was jedes Sekundanten Schuldigkeit ist, wenn er heiße Arbeit erwartet. Natürlich kannst Du Dir denken, daß St. Helen Alles aufbieten wird, um Dich zu treffen, aber Gewißheit ist auch bei dem besten Schützen in der Welt nicht.«

»Verflucht sei — —!« rief Lord Seckington, indem er den Namen der Mrs. St. Helen mit dem schimpflichsten Beiworte verband, das einer Frau gegeben werden kann.

»Nein, nein, Seckington, Du vergißt Dich. Das ist nicht hübsch, ja es ist undankbar — es ist gegen den Ton,« sagte Kapitän Leicester ernst.

»Du solltest nur wissen, welches Leben ich mit ihr führte!« rief Lord Seckington heftig.

»Trotz dem darfst Du nicht so von ihr reden,« fuhr der Kapitän Leicester wirklich unzufrieden fort. »Bedenke nur, daß Du sie zu dem, was sie ist, gemacht hast. Es ist unrecht, so von einer Frau zu sprechen, die Dir nichts versagt und um Deinetwillen Alles verloren hat; ich kann Dich nicht so reden hören.«

»Gut,« rief Lord Seckington, heftig auf und niederschreitend aus, »doch darf ich wohl sagen, ich wünsche, ich wäre lieber beim Teufel gewesen, als daß ich sie jemals gesehen hätte.«

»Das ist etwas Anderes; nur nichts Unfreundliches von der armen, hübschen Mrs. St. Helen.«

»Hübsch! Du solltest sie jetzt nur sehen.«

»Ich hoffe, Du hast ihr etwas Ansehnliches ausgesetzt?«

»Fünfhundert Pfund Sterling jährlich.«

»Verdammt freigebig. Sollte sie mich wohl annehmen, wenn ich in Paris sie aufsuchte?«

Lord Seckington gab keine Antwort, sondern schritt mit übereinandergeschlagenen Armen, schwer seufzend, auf und nieder.

»Nun befolge meinen Rath, Seckington, nimm Dich zusammen und denke an die ganze Geschichte nicht mehr. Es kann Dir nichts nützen und wird Dir unendlich schaden. Bilde Dir ein, Du wärst noch der einfache Charles Alverley — verfolgt von Gläubigern — vergiß den Mylord, Deine Zinsen und Deine Staatspapiere; sie werden Dir um so angenehmer sein, wenn Du morgen davon kommst. Warum willst Du Dein Schicksal herausfordern? Hoffe das Beste! Verlasse Dich darauf, Du bist ein zu guter Bursche, um so in der Geschwindigkeit abgefordert zu werden. O, es ist unmöglich.«

Lord Seckington ergriff seine Hände und sah ihn mit Blicken an, in denen unaussprechliche Dinge lagen. »Du weißt, Leicester, es ist nicht der Tod, um den ich mich kümmere, mag er kommen, wie und wann er will,« sagte er. »Ich bin darüber ein wenig erhaben, hoffe ich.«

»Du fürchtest also den Knochenmann nicht?« unterbrach ihn Kapitän Leicester lächelnd.

»Pah! — Aber beiläufig, was habe ich zu thun? Wie oft muß ich auf mich feuern lassen?«

»Ich habe darüber schon ein wenig nachgedacht. Ich denke zweimal.«

»Und ich —«

»Du schießest natürlich das erste Mal in die Luft.«

»Aber ich denke, daß das doch nicht so ganz natürlich ist, Leicester.«

»Ach, Thorheit, es ist so klar wie die Sonne, verlasse Dich darauf.«

»Das ist wirklich verdammt hart; er wird Alles aufbieten, mir das Leben zu nehmen. Das heißt meine einzige Hoffnung weggeworfen, — mich geradezu hinstellen, um mich morden zu lassen!«

»Seckington, setze Dich an meine Stelle. Du weißt, daß das, was ich sage, in der Ordnung ist. Es muß so sein, oder ich bin nicht verantwortlich. Wenn sich nichts ereignet, wird er natürlich einen zweiten Schuß verlangen, und dann kannst Du vielleicht — hm! — ich sage nicht, was Du thun sollst, aber ich denke, ich weiß, was ich thun würde. Und eben so, wenn ein dritter Schuß verlangt wird.«

»Was Teufel bedeutet es, daß der Bursch nicht das Essen ankündigt?« rief Lord Seckington aus und zog heftig die Klingel.

»Pst! sei nicht so hitzig. Er war vor fünf Minuten schon da, und ich habe Dir nur nichts sagen wollen. Ich habe jetzt nur noch eine Viertelstunde.«

Der Diener erschien, und Lord Seckington folgte seinem Freunde in den Speisesaal. Beide warfen einen bedeutenden Blick auf den Glanz des Büffets.

»Es ist das erste Mal, daß Du die Honneurs hier machst?« fragte der Kapitän, indem er sich setzte.

»Und wahrscheinlich auch das letzte Mal,« dachte Lord Seckington. Ach, was hätte er in diesem Augenblicke darum gegeben, wäre das Geschehene ungeschehen zu machen gewesen — hätte er nie begonnen, wovon er das Ende nicht überlegt; hätte er den Frieden des Obersten nicht zerstört, hätte er sich von der Todesangst

befreien können, die ihn peinigte! Wäre er ruhiger gewesen, so hätte er vielleicht an eine Stelle des Dichters gedacht, den er in seiner Jugendzeit gelesen:

»Audire est operae pretium, procedere recte
Qui moechis non vultis — ut omni parte laborent!
Utque illis multo corrupta dolore voluptas,
Atque haec rara, cadat dura inter saepe pericla!« *)

Die Sekundanten kamen überein, daß der Zweikampf am nächsten Morgen um fünf Uhr auf Battersea Fields stattfinden sollte; auch trafen sie, da an einem tödtlichen Ausgange kaum zu zweifeln war, alle Anstalten zu einer schnellen Flucht. Zwei erfahrene Chirurgen sollten sie begleiten. Wenige Minuten nach ihrer Ankunft auf dem Kampfplatze standen die Gegner einander gegenüber. Der Oberst wie der Lord waren beide schön gewachsene Männer; der erste trug einen blauen Rock und lichte Beinkleider, der andere war schwarz gekleidet, schwarz vom Kopfe bis zu den Füßen, so daß kein Punkt einer andern Farbe seinem Gegner als Ziel dienen konnte, — eine Vorsicht seines klugen Sekundanten, deren er sich bereitwillig bedient hatte, die aber von St. Helen ganz vernachlässiget war. Die Pistolen waren geladen, die Entfernung — zehn Schritte — wurde von Major Darnley abgemessen, die Sekundanten deuteten ihren Parteien an, daß sie ihre Posten einnehmen sollten. So stand also nun Lord Seckington vor seinem schwergekränkten Todfeinde. Er versuchte es nicht, den fürchterlichen Blick zu ertragen oder zu erwiedern, mit welchem ihn der Oberst betrachtete. Als ihnen die Pistolen

---

*) Hor. Sat. Lib. I. Lib. II.

übergeben waren, traten die Sekundanten etwa ein Dutzend Schritte bei Seite.

»Sind Sie fertig? Feuer!« rief der Major Darnley.

Beide Pistolen wurden abgeschossen, als er das letzte Wort aussprach, aber beide Gegner blieben unverletzt stehen. Lord Seckington feuerte, wie ihm aufgegeben war; die Kugel des Obersten pfiff ihm aber dicht am Kinn vorbei.

»Haben Sie Satisfaction?« fragte der Kapitän Leicester.

»Keinesweges,« erwiederte der Major Darnley.

Sie luden wieder — gaben die Pistolen den Gegnern und traten bei Seite. Auf das Kommando feuerten beide Parteien wieder gleichzeitig, aber ebenfalls ohne Erfolg. Lord Seckington schien diesmal dem Beispiele seines Gegners gefolgt zu sein, denn seine Kugel ging dicht an der Schulter des Obersten vorüber.

»Ich setze voraus, daß Sie jetzt Satisfaction haben?« fragte der Kapitän Leicester.

»Nein,« entgegnete der Major Darnley. »Ich muß auf eine dritte Kugel bestehen.«

»Ich kann es wirklich nicht zugeben.«

»Lade nur wieder!« sagte Lord Seckington mit unterdrückter Stimme und in dumpfer Gleichgültigkeit; und die Sekundanten nahmen wieder ihr düsteres Geschäft vor.

Zum dritten Male erwarteten die beiden Gegner ihr Signal, und als das Wort »Feuer!« aus dem Munde des Majors Darnley erscholl, bemerkte man, daß Beide mit Bedacht zielten. Der Oberst wußte, daß ihm außer diesem kein Schuß mehr werde gestattet werden, und Seckington ahnete wohl, was in des Gegners Brust vorging. Beide feuerten erst einige Sekunden nach dem

Kommandoworte, als aber das Pulver aufblitzte, sprang Lord Seckington empor, und stürzte dann sogleich zu Boden. Die Kugel schien ihm durch den Kopf gegangen zu sein, während St. Helen das Pistol noch krampfhaft gefaßt hielt, stehen blieb und grimmig schweigend auf seinen daliegenden Gegner stierte.

»Fliehen Sie, um Gottes Willen, fliehen Sie!« rief Major Darnley, der neben dem zu Boden gestreckten Lord Seckington stand, dem Obristen zu.

»Ist er todt?« fragte St. Helen leise, als der Major zu ihm stürzte und seine Aufforderung wiederholte.

»Ja — ja, ich fürchte es?« antwortete der Major. »Aber St. Helen, sind Sie getroffen?« Mit diesen Worten fing er den wankenden Oberst auf und Beide stürzten zu Boden.

Der Chirurg, der ihn begleitet hatte, erklärte, der Oberst sei von einem Schlaganfall betroffen worden. Die Kugel des Gegners hatte seine Brust nur gestreift, während die seinige dem Lord Seckington gerade durch das Nasenbein, unter den Augenbrauen, gegangen und dasselbe zerschmettert hatte. Der Lord war nicht todt, aber völlig bewußtlos; die Wunde, die er erhalten hatte, mußte sein Gesicht furchtbar entstellen, wenn er am Leben bleiben sollte. Er wurde in seinen Wagen getragen; man breitete ein Tuch über sein Gesicht und im Galop ging es fort. Der Oberst St. Helen mußte an Ort und Stelle an beiden Armen zur Ader gelassen werden, worauf man ihn nach der Wohnung des Generals Ogilvie brachte.

Kurz vorher, ehe die Kutsche Lord Seckingtons zurückkam, fuhr ein Reisewagen an dem Hause desselben vor, und darin saßen zwei Frauenzimmer, von denen das eine heftig bewegt schien.

»Klopfe und läute — läute stark! — mache den Kutschenschlag auf — schnell!« rief die eine Dame in einem Athem, und sobald die Hausthür geöffnet war — die ganze Dienerschaft ahnete etwas von dem Duell und erwartete in ängstlicher Spannung die Rückkehr ihres Herrn — stürzte sie hinein.

»Ist der Lord — Lord Seckington — ist er zu Hause?« fragte sie fast athemlos.

»Ja — nein,« erwiederte der erschrockene Portier. »Wissen Sie etwas von dem Lord?« Unterdeß erschien der Bediente, der mit ihm in Frankreich gewesen war, und flüsterte dem Portier etwas zu, der dann in etwas weniger ehrerbietigem Tone fragte: »erwartet Sie der Lord, Madame?«

»Gewiß nicht, das kann ich verbürgen,« fiel der Bediente ein; »er glaubt, Sie wären in diesem Augenblicke in Paris.«

»Still! Man führe mich sogleich in das Speisezimmer,« gebot die Dame.

»Ich bitte um Entschuldigung,« entgegnete der Portier, der sich zwischen sie und die Thür stellte; — »ich kann, — ich kann Sie nicht einlassen. Sind Sie eine Verwandte des Lords oder was sonst? Was haben Sie hier zu suchen?«

»Hindre mich auf Deine Gefahr, Bursch!« rief Mrs. St. Helen — denn sie war es — mit ihrem natürlichen gebietenden Tone und Wesen aus, schob ihn zugleich zur Seite und trat, ohne ferneren Widerstand zu finden, in den Speisesaal.

»Rufe mein Mädchen aus dem Wagen herein,« sagte Mrs. St. Helen, indem sie erschöpft auf den nächsten Stuhl sank, kaum im Stande zu stehen oder zu sehen, ob ihre Befehle vollzogen wurden. Die ganze Masse der

Bedienten sammelte sich im Augenblicke auf dem Vorsaale, und nachdem sie eine kurze Besprechung mit einander gehabt hatten, öffnete der Kammerdiener die Thür des Speisezimmers. »Ich hoffe, Madame, Sie werden uns nicht nöthigen, unsere Pflicht zu thun; ich weiß, wer Sie sind,« fing er mit entschlossener Gebehrde an.

»Verwegener Bursche!« rief Mrs. St. Helen, indem sie sich stolz aufrichtete, »wenn Du Dich nicht augenblicklich entfernest — «

»Ich mich entfernen, Madame? Sind Sie denn Herrin im Hause? Ich mich entfernen, Madame? Sie werden sich wohl zuerst entfernen müssen, Madame, das kann ich Ihnen sagen, wenn es so weit kommt; das ist einfach,« fuhr er fort, indem er die Thür weiter aufriß. »Denken Sie, ich lasse so mit mir reden, Madame? Ich weiß recht gut, wer Sie sind, Madame; glauben Sie, ich hatte in Paris meine Augen und Ohren nicht offen? Mein Herr hat sein Vergnügen bei Ihnen gehabt, und Sie hätten nicht nöthig, ihn auf diese Weise aufzusuchen; ach, Madame, sehen Sie mich immer an; aber ich denke, mein Herr ist fertig mit Ihnen, — glauben Sie mir nur, er hat jetzt einen andern Braten auf dem Roste.« — In diesem Augenblicke kam rasch ein Wagen herangefahren, und ein Tumult im Vorsaale trieb den Bedienten hinaus. »Weg mit der Chaise da!« rief ein halbes Dutzend Stimmen auf der Straße, und Lord Seckingtons Wagen fuhr vor. Mrs. St. Helen eilte an das Fenster und sah die elende Gestalt des Lords, als er aus dem Wagen gehoben wurde, — den Kopf mit dem blutbefleckten weißen Tuche bedeckt. Sie stürzte aus dem Zimmer hinaus, flog mit einem durchdringenden Schrei die Treppe vor der Hausthür hinunter, stieß dabei an einen der Leute, die hin und herliefen, und fiel mit der

Stirne auf die Kante einer Treppenstufe, wo sie besinnungslos liegen blieb, bis der Lord in das Haus gebracht war und die Thür geschlossen wurde. Sie wäre vielleicht noch länger unbeachtet geblieben, hätten sich nicht einige der Neugierigen ihrer erbarmt, die sich vor dem Hause sammelten. Sie hoben die Unglückliche auf und trugen sie, als sie vernahmen, daß sie nicht in das Haus gehöre, noch bewußtlos in den nächsten Gasthof, wohin ihr das Kammermädchen mit dem Wagen folgte. Auf die Bitten und Vorstellungen der Letztern willigte der grämliche Gastwirth ein, Mrs. St. Helen für den Augenblick in sein Haus aufzunehmen, und es wurde nach einem Arzte geschickt.

Das war die sonst so schöne, so glückliche, so unschuldige Emma St. Helen, die Gattin und Mutter, die sich selbst von ihren Kindern losgerissen und ihren Gatten verlassen hatte, — die ihr Ohr und Herz den Schmeichelworten des Verführers öffnete — die aus den reinen Armen des Gatten in die schlangengleiche Umarmung eines Ehebrechers floh — wer konnte sie bemitleiden? Hier lag sie, verstoßen und geschmähet von der Dienerschaft ihres Verführers, entehrt und auf den Tod erkrankt unter gemeinen Miethlingen; ihre Schönheit war gänzlich verschwunden; ihr Körper zu einem Gerippe abgezehrt, ihr Herz gebrochen, — gelähmt durch den schrecklichen Anblick des Geliebten, dessen Hand vor wenigen Stunden vielleicht auch von dem Blute ihres Gatten befleckt worden war. —

Sobald sie in Paris wieder zum Bewußtsein zurückgekehrt war, die Abreise Lord Seckingtons erfahren und von ihrem Mädchen den wahrscheinlichen Grund seines plötzlichen Verschwindens gehört hatte, beschloß sie, ihm zu folgen, nahm sogleich einen Wagen und reis'te Tag

und Nacht, so daß sie an dem Morgen nach Lord Seckingtons Ankunft gleichfalls eintraf.

Ich wurde gegen zehn Uhr zu dem Obersten St. Helen gerufen, und fand ihn fast in demselben Zustande, wie das erste Mal, als er sein Unglück eben erfahren hatte, nur mit dem Unterschiede, daß der jetzige Anfall noch ernster und der tödtliche Ausgang wahrscheinlicher war. Alle unsere Bemühungen, ihm Erleichterung zu verschaffen, blieben fruchtlos. Am Sonnabend Abends nach dem Duell mit Lord Seckington kehrte ich zu Pferde von einem Patienten zurück und wollte mich noch nach dem Obersten erkundigen, wenn er noch lebe. In einiger Entfernung von dem Hause sah ich einen Sarg von zwei Männern tragen. Ich hielt mein Pferd an, — meine Vermuthung war begründet, — sie gingen in das Haus des Generals Ogilvie. So war also alles vorüber! Armer St. Helen — Opfer der Treulosigkeit eines geliebten Weibes, — deine Sorgen waren geendet! Ich schickte meinen Reitknecht hinein, um fragen zu lassen, ob man mich zu sprechen wünsche. Der General ließ mich bitten, hereinzukommen, und ich stieg also ab. Er kam mir entgegen, und wir setzten uns traurig neben einander nieder. Der Oberst war etwa um zwölf Uhr verschieden, kaum eine Stunde, nachdem ich ihn verlassen hatte. »Er lag,« sagte der General, »in demselben Zustande, wie Sie ihn verließen, fast bis zum letzten Augenblicke. Ich saß am Bette, und meine Frau, die ich wegen ihrer großen Aufregung fortgeschickt hatte, trat eben wieder ein. Das Geräusch, das sie machte, schien ihn aus seinem Schlummer zu wecken. Er schlug langsam die Augen auf — das erste Mal während seiner Krankheit — und sah sie an; ich glaube auch, seine Lippen bewegten sich; ich hielt mein Ohr an seinen

Mund und hörte ihn »Emma!« flüstern. Dann sank sein Kopf auf das Kissen zurück, er athmete einige Augenblicke schwer und — war nicht mehr! Ohne Zweifel glaubte er,« fuhr der General sehr bewegt fort, »Mrs. St. Helen sitze an seinem Bette, — ach, daß die Verruchte seine letzten Gedanken beunruhigte. Es lag in seinem Wesen jedoch weder Zorn noch Abscheu, wenn dasselbe irgend einem bestimmten Ausdruck hatte, so war es jener der Vergebung.«

Er wurde in — begraben, und es gab beinahe keinen ausgezeichneten Offizier in London, der nicht seinem Sarge gefolgt wäre. Der edelmüthige Oberbefehlshaber vergoß Thränen, als er den Tod des Obersten vernahm. Sein Vermögen theilte der Oberst gleich zwischen seine Kinder, empfahl dieselben dem General und der Generalin Ogilvie und ermächtigte dieselben, Mrs. St. Helen, sofern sie dessen bedürfte, eine Summe anzuweisen, die sie vor dem Mangel schützte. Sein Testament war erst den Tag vor seinem Duell mit Seckington unterzeichnet.

Es thut mir leid, diesen Namen noch einmal erwähnen zu müssen. Ich hörte von den Aerzten, die ihn behandelten, mancherlei über ihn. Er war, wie bereits erwähnt, durch die Kugel des Obersten gräßlich entstellt, litt mehrere Monate lang die fürchterlichsten Schmerzen, und als er sein Gesicht endlich einmal durch die Nachlässigkeit eines Bedienten im Spiegel sah, wurde er fast wahnsinnig. Er knirschte mit den Zähnen und stieß die schrecklichsten Verwünschungen aus, kurz, er gebehrdete sich so wahnsinnig, daß man ihn eine Zeitlang binden mußte, um es zu verhindern, daß er Hand an sich lege. Allmälig wurde er jedoch ruhiger, und es schien, als wolle er sich mit seinem Unglücke aussöhnen. Der Oberst St. Helen war todt, — das war eine Genugthuung. Lord

Seckington besaß noch immer Trostgründe genug; er war Pair des Reiches, hatte ein fürstliches Vermögen, und Alles dies wurde ihm von seinen Freunden so oft und so eindringlich vorgestellt, daß sie zuletzt glaubten, alle Besorgniß aufgeben und ihn von den Banden befreien zu können, die man ihm hatte anlegen müssen. Dies geschah, und ein paar Tage darauf berichteten die Zeitungen seinen Tod, wie folgt: »Am 29sten vorigen Monats starb in seinem Hause auf der Straße — der sehr ehrenwerthe Lord Seckington, in seinem 32sten Jahre.« Wenn eine Leichenschau Statt hatte, so erwähnten sie wenigstens die Blätter nicht; Jedermann glaubte, der Lord sei an den Folgen der Wunde gestorben, die er im Zweikampfe mit dem Obersten St. Helen erhalten.

Meine Feder weigert sich, diese peinlichen, aber wie ich hoffe, belehrenden Auftritte zu schildern; — mit blutendem Herzen erinnere ich mich derselben — aber meine lange Mühe nähert sich nun ihrem Ende.

Der General Ogilvie und seine Gattin begaben sich mit ihren kleinen Pflegebefohlenen ungefähr ein Jahr nach dem Tode desselben in einen entlegenen Theil von England, um sich dort, da sie selbst kinderlos waren, ausschließlich der Erziehung der ihnen Anvertrauten widmen zu können. Ihre Entfernung und meine Berufsarbeiten drängten die traurigen Ereignisse, die ich erzählt habe, allmälig aus meinem Gedächtnisse. Erst drei Jahre später finde ich in meinem Tagebuche folgende Stelle.

Mittwoch, den 9ten Octbr. 18—

— Ich will den Auftritt genau zu beschreiben suchen. Möge ich nie einen ähnlichen schildern müssen!

»Still! Treten Sie hierher, Doktor —,« flüsterte Herr B., der eine große Privatirrenanstalt in der Nähe von London hielt, wo ich einen Herrn aufsuchen wollte, den ich lange behandelt hatte. »Still, sprechen Sie nicht und erschrecken Sie nicht,« fuhr er fort, indem er eine kleine, wie es mir schien, geheime Thür öffnete. »Das sind meine Unheilbaren. Hören Sie! Ich denke, ich weiß ungefähr, was sie vorhaben. Können Sie sehen?« Ich konnte von meinem Standpunkte aus nicht Alles genau unterscheiden, aber das Zimmer war lang und ziemlich schmal; an jeder Seite standen etwa sechs Betten. Darauf saßen, wie es mir schien, eben so viele Knaben, dem Anscheine nach von funfzehn bis achtzehn Jahren, in langen blauen Anzügen und mit ganz glatt abgeschnittenem Haar. Sie machten den gellendsten Lärm, und schienen eifrig mit einander zu sprechen; aber jeder blieb ruhig auf seinem Bette sitzen: ein Umstand, über den ich mein Befremden aussprach, da man bei ihren leidenschaftlichen Gebehrden nicht begreifen konnte, warum sie ihre Betten nicht verließen. »Es wäre zu verwundern, wenn sie dies könnten,« flüsterte er mir lächelnd zu; »sie sind alle mit einem starken Gürtel, der ihnen um den Leib geht, an die Wand befestigt. Ohne diese Vorsicht würden sie einander bald umbringen, so wie jeden, der in ihre Nähe kommt. — Noch vorigen Monat gelang es einer, sich —«

»Einer?« fragte ich verwundert.

»Nun, Doktor, sehen Sie nicht, daß es Frauenzimmer sind?«

»Gütiger Gott, Frauenzimmer!« rief ich schaudernd.

»Sie sehen allerdings nicht so aus; das kurz abgeschnittene Haar macht, daß sie Waisenhausknaben glei-

chen. — Einige von diesen Unglücklichen sind von sehr guter Herkunft. Es mag ihnen empörend erscheinen, sie in dieser Lage zu sehen; auch mir erschien es so, bis ich mich daran gewöhnte. Ich versichere Sie, daß wir unnöthiger Weise weder Zwang, noch Gewalt brauchen; im Gegentheil wir sind so nachsichtig, als ihr trauriger Zustand es nur immer erlaubt. Aber was können wir mit ihnen anfangen? Einige sind jedoch wahre Teufel, wenn sie einige Freiheit erhalten. Ich mußte dieses Zimmer besonders anlegen lassen, getrennt von der übrigen Anstalt, weil ihr Getöse ganz gräßlich ist; hören Sie nur!«

»Hu! Hu! Hu!« rief eine Stimme lauter als die andere; »wer will nach dem Monde gehen? wer will nach dem Monde gehen? wer will nach dem Monde gehen?«

»Ich — ich habe ihn!« rief eine andere Stimme. — »Poll! Poll! Was hast Du mit dem Monde gemacht?«

»Ich gehe nach den Sternen — den Sternen! Whirr! whirr! whirr! Fort! fort! fort!« schrie eine andere.

»Ha! ha! ha! — Ha! ha! ha!« lachte eine andere Stimme,« ich habe einen Hund im Kopfe — hörst Du, wie er bellt? Hau! wau! ha! ha! ha!«

»Ich habe eine Katze — miau! — miau! — miau! — Wer will die Maus fangen? Ich, ich fühle sie — miau!«

»Wasser! Wasser! Wasser! Die Welt brennt! — Feuer! Feuer! Feuer!«

»Still, Ihr Elenden!« rief eine andere Stimme, — »ich singe, um mir mein Mittagsbrot zu verdienen. Still! horcht!«

»Horcht, den Gesang — den Gesang!« riefen alle die anderen Stimmen zu gleicher Zeit, während die Sän-

gerin anfing, und einige Augenblicke darauf hörte man nur ihre Stimme, eine über alle Beschreibung gräßliche Stimme, die nicht allzu laut ungefähr folgende Worte sang:

»Hört die Glocke, die lustige, lustige, lustige Glocke;
Es ist sein Grabgeläut' — das lustige Grabgeläut'. —
»Bumbam! — Bumbam! — Bumbam!« —

sangen die anderen Stimmen im Chor. Dann fuhr die Sängerin fort:

»Eia Popaia! Eia Popaia!
Sein Kopf, — sein Kopf ist weiß —
Ganz weiß! weiß!
— Todt! todt! todt!«

»Singt, Ihr Elenden.« Und die anderen begannen wieder:

»Bumbam! — Bumbam! — Bumbam!« —

In diesem Augenblicke schien die Sonne in das traurige Gemach, während ich unverwandt auf das entsetzliche Schauspiel in demselben blickte Gnädiger Gott! — mir schauderte — ich fing an, die Sängerin zu erkennen, die bisweilen wild in den Sonnenschein auffsah. Ich konnte mich nicht täuschen, — es war — Mrs. St. Helen!

»Wer ist diese?« fragte ich, indem ich fortging und mein Führer die Thür wieder schloß.

»Die Sängerin heißt Mrs. Jones, wenn Sie diese meinen.«

»Nein, nein. Nie hieß sie Jones!« sagte ich, einer Ohnmacht nahe, und ging so schnell als möglich, um in das Freie zu gelangen.

»Gewiß,« antwortete Herr B., nachdem er eine Zeitlang nachgedacht hatte; »es ist seltsam; sie nannte bisweilen unter anderen Namen auch den Ihrigen. So

kennen Sie wahrscheinlich ihren wirklichen Namen — Mrs. St. Helen?«

Er nannte den Namen, den ich zu hören fürchtete.

»Ich habe sie seit zwei Jahren hier; sie wurde auf Befehl des Generals Ogilvie mir übergeben, den Sie vielleicht kennen, und der für sie das Kostgeld bezahlt.«

Als ich in die Luft hinauskam, fing ich wieder an freier zu athmen. Ich gestehe, daß mich in meinem Leben nie etwas so erschüttert hat. — Er erzählte mir viele traurige, gräßliche Dinge, die ich mit Stillschweigen übergehe.

Ach, gnädiger und gerechter Gott, Regierer der Welt, bisweilen trifft auch in diesem Leben schon Dein schrecklicher Zorn das Haupt des Schuldigen.

Ende des achten und letzten Theils.

Nachwort.

Indem wir diese letzten Bogen der Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes beendigen, erhalten wir die beiden letzten Bände der Uebersetzung des Herrn Pastor Jürgens, die dieser unter dem Titel »Letzte Mittheilungen« als ein besonderes Ganzes in einem andern Verlage herausgegeben hat. Wir sehen aus der Vorrede, daß Herr Jürgens jetzt selbst den Irrthum erkennt, den er in der Vorrede zu der ersten Auflage unserer Ausgabe begangen hat, und den wir in unserm Vorworte rügen zu müssen glaubten. So sehr uns dieses, wenn auch späte Zugeständniß erfreut, so bedauern wir doch, daß dasselbe von neuen, diesmal nur nicht gegen einen einzelnen englischen Schriftsteller, sondern gegen die ganze anglicanische Kirche gerichteten Ausfällen begleitet ist. Herr Jürgens sagt: »Der Verfasser (der Mittheilungen eines Arztes) ist nicht bloß ein gläubiger Anhänger des Christenthums, sondern auch ein gewissenhaftes Mitglied der englischen Kirche, — bei deren Mitgliedern wir oft genug eine gewisse unfreie Beschränktheit, Engherzigkeit und Unduldsamkeit gewahren, die jedoch Herr Warren mit vielen anderen oder auch wohl der Mehrzahl seiner kirchlichen Genossen nicht theilt.« Das ist ein hartes Urtheil, zumal in dem Munde eines Geistlichen, von dem man annehmen sollte, daß er nicht leichtsinnig und lieblos Anklagen erheben würde, die er nicht zu beweisen im Stande wäre. Herr Jürgens

scheint aber ganz vergessen zu haben, daß der Vorwurf, den er gegen die Mehrzahl der »kirchlichen Genossen« des Arztes richtet, wenn derselbe wirklich begründet wäre, die Mehrzahl der englischen Nation treffen würde, die Mehrzahl jenes Volkes, welches durch großmüthige Freiheitsliebe, durch kühnen Unternehmungsgeist und durch unbezwinglichen Heldenmuth an der Spitze der europäischen Menschheit steht; er scheint es nicht zu ahnen, daß gerade jene ruhmwürdigen Eigenschaften, welche die englische Nation vor allen anderen auszeichnen, großentheils eine Folge der Erziehung sind, welche die anglicanische Kirche ihren Angehörigen giebt; und wir fürchten daher sehr, daß der Tadel, den Herr Jürgens von seinem veralteten ultrarationalistischen Standpunkte — sit venia verbo! — über die anglicanische Kirche verhängt, nur auf ihn selbst zurückfällt. Wir wünschen uns auf keine Weise in theologische Streitigkeiten einzulassen; und wir würden daher über die polemischen Bemerkungen des Herrn Pastors kein Wort verloren haben, wenn dieselben nicht für das sogenannte große Publikum bestimmt wären, unter dem es nur zu viele Individuen giebt, die durch Ansichten, welche ihren eigenen Vorurtheilen schmeicheln, fortgerissen werden. Wir wünschen aber, daß der kräftige, gesunde, heitere und wohlwollende Geist einer wahren Frömmigkeit, der die 'Mittheilungen eines Arztes' durchdringt, auf den weitesten Leserkreis übergehen möge; und wir halten es deshalb für unsere Pflicht, Alles zurückzuweisen, was diesen in seinem unbefangenen Urtheile stören kann.

Braunschweig, im November 1838.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Hermes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Warren, Samuel,

Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes In acht Theilen

Bd.: 8

1839

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB G 27(3#8

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11419991-1